Ph. Sp.
960

F. Felicianus Rois
Presbyter cisterciensis in Al-
derspach

comparavit
A. 1790.

Conf. i fiz k.

Allgemeine Litteratur-Zei-
tung. Junius 1790. S. 588.

„Kurz: Es ist einmal eine
„von den wenigen Schriften, von
„denen der Leser sich nur ungern
„trennt, weil ihm Vernunft und
„Phantasie, Kopf und Herz wäh-
„rend des Lesens in leichter und
„harmonischer Beschäftigung er-
„halten werden.“

<36626414510016 S
<36626414510016
Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Sp. 960 *

C 960 m Zöllner

Philos. Specul. Opera varia. 480.

R

Ueber

speculative Philosophie

von

Johann Friedrich Zöllner,

Königl. Preuß. Oberconsistorialrath und Probst
in Berlin.

Für

Liebhaber der Philosophie

und

für Anfänger in derselben

aus den

wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde
und ihre Bewohner

besonders abgedruckt.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

1) Der Mensch denkt nicht bloß, um zu hardeln und zu genießen, sondern das Denken ist selbst Genuß. Seite 1
2) Auch gilt dies vom Speculieren. — 2
3) Ursprung der Speculation unter den Menschen. — 27
a) Vermöge der Natur der Seele wird der Grund zur Speculation schon durch die ersten Empfindungen gelegt. — 32
(Gesetze der Denkkraft.) — 38
b) Die Sprache befördert die Speculation. — 43
(Ursprung der Sprache.) — 46

c) Veranlassung zum Nachdenken über unsinnliche Gegenstände. . Seite 83
Durch bloße Beobachtung. — —
Durch Vereinigung der Gesellschaft. . . . — 89
4) Ursprung der seculativen Philosophie — 94
(Weisen des Altertums.) . — 95
5) Nutzen der Speculation. . — 100
6) Anscheinende Schädlichkeit der Speculation . . . . — 126
a) Speculativer Zweifel. . — 132
b) Speculativer Irrtümer. . — 136
c) Speculativer Wahrheiten . — 146
7) Publicität in Sachen der Speculation. . . . . — 161
8) Enger Zusammenhang der Speculation mit dem praktischen Leben. — 164
9) Unnöthigkeit der speculativen Philosophie für Jedermann. . — 205

Ueber
speculative Philosophie.

Wenn von der Glückseligkeit des Menschen die Rede ist, so pflegt dazu nicht selten bloß das Genießen und Handeln gerechnet zu werden; das Denken dagegen kommt oft entweder gar nicht, oder doch nur sehr beiläufig in Anschlag. Ja, viele stellen ihre Urtheile darüber wol so, daß man es ihnen ansieht, wie gern sie überhaupt die menschliche Wohlfahrt auf den bloßen Genuß der Güter des Lebens und der damit verbundenen Behaglichkeit einschränken möchten. Daher das Entzücken, womit man von einem goldenen Zeitalter sprechen hört! Und dieses sogenannte goldene Zeitalter ist nichts

anders, als ein süßer Traum, der den Menschen in einen Zustand versetzt, wo er beständig von sinnlichen Freuden umgeben ist, wo kühle Schatten ihn vor dem Strahl der Mittagssonne decken, liebliche Blumen ihm Wohlgerüche entgegen düften, Nachtigallen mit ihrem Schlage, und krystallhelle Bäche mit ihrem Murmeln wechselsweise sein Ohr entzücken, köstliche Früchte seinen Gaum laben, und eine unschuldsvolle, mit allen Reizen der Jugend und allen Annehmlichkeiten weiblicher Sanftheit geschmückte Gattin ihm seine Zeit vertändeln hilft, ohne daß er nöthig hätte, die schattigte Laube zu pflanzen, die Blumen zu begießen, die Fruchtbäume zu pflegen, und Sorgfalt auf die Erziehung seiner Tochter zu verwenden, damit sie seinem Eidam eine eben so holde Gattin werde, als es ihm selbst ihre Mutter ist. So lange man die Einbildungskraft ihrem einmal genommenen Fluge überläßt, hat sie ein unermeßliches Feld vor sich, diesen Zustand mit immer schöneren Zügen auszuschmücken, und alle Arten von Freuden an einander zu ketten, ohne einmal, wegen der inneren Haltbarkeit ihres Gemäldes, in Verlegenheit zu kommen. Sobald man aber die Traumwelt verläßt, sobald man auf diesen Erdball, den wir bewohnen, und auf die Natur des Menschen, der in den Taumel dieses Ge-

nusses versetzt werden soll, einen ernsten Blick wirft: so kann man mit allem Sträuben nicht verhindern, daß man nicht inne werden sollte, wie leer und übel zusammenhängend jene Dichtungen sind.

Es sind nur sehr wenige Striche des Erdbodens fähig, ein kleines Völkchen ohne Anstrengung und Mühe zu ernähren, und über die engen Gränzen derselben hinaus, muß überall der Genuß durch Emsigkeit erkauft werden. Wäre also der Mensch auch vermöge seiner Natur fähig, in einem steten Zustande der Behaglichkeit zu leben: so ist ers nicht durch die Lage, in die er von dem Urheber der Welt gesetzt ward. Oder wollen wir, unserm Traume zu gefallen, alle Himmelsstriche, die der unthätigen Gemächlichkeit nicht günstig sind, unbevölkert seyn lassen? Soll der Mensch die Fähigkeit, so verschiedene Grade der Hitze und Kälte zu ertragen, so mannigfaltige Speisen zu genießen, so bewundernswürdig jedem Klima anzuarten, bloß darum vergeblich besitzen, weil es ihm beschwerlich ist, in der Hitze Schweiß zu vergießen, und vom Frost seine Muskeln zusammendrängen zu lassen, weil nicht jegliche Nahrung seinem Gaume gleich angenehm wird, weil er die Gewöhnung an die meisten Himmelsstriche nicht ohne Aufopferung einiger Freuden erreicht? Soll der Mensch alle seine verschiedenen

Kräfte, die doch wahrlich zu etwas mehr, als zum bloßen Genusse dienen können, nur darum ganz müßig ruhen lassen, weil er sie nicht üben kann, ohne mit Schwierigkeiten zu kämpfen? Und sollten nicht eben deswegen so mannigfaltige Bedürfnisse für ihn bereitet seyn, weil sie ihm nöthig sind, damit er aus seiner Unthätigkeit geweckt, und in Bewegung gesetzt werde? Oder ist es auch auf den lieblichsten Strichen des Erdballs nur möglich, daß ein Völkchen so ganz ohne alle Pein und ohne alle Anstrengung sein Leben genieße, wie der harmlose Dichter es uns mahlt? Ab und zu könnte doch wol der Sturm einmal die Fruchtbäume verwüsten, oder ein Regenguß mehr Schaden thun, als sich eben im Spielengehen wieder gut machen ließe. Hie und da möchten doch wol vereinte Kräfte eine lange Zeit nöthig haben, um sich ein Obdach zu verschaffen, oder Vorrath für die unfruchtbare Jahrszeit zu sammlen, oder sich eine Bedeckung gegen den stechenden Sonnenstrahl und gegen den Regen zu bereiten. Selbst, wo die Fruchtbarkeit und Anmuth des Landes den Bewohnern die meiste Gemächlichkeit darböte, würden doch nur wenige Geschlechter hinter einander derselben froh werden können. Sobald die Menschenzahl sich so sehr mehrte, daß der freiwillige Ertrag des Bodens nicht mehr für sie alle

hinreichte, (und bei einem sorgenfreien Volke, das durch keine Anstrengung geschwächt, und durch keine Sorge gehindert würde, sich seinen Trieben zu überlassen, würden dazu eben nicht viele Jahrhunderte gehören,) so müste doch immer entweder durch Fleiß der Abgang ersetzt werden, oder ein Theil der neuen Bevölkerung würde gezwungen seyn, das milde Vaterland zu verlassen, und es mit einem angränzenden Erdstriche zu vertauschen, wo ungekannte Arbeit ihrer wartete.

Der Dichter, der uns eine Idylle singt, hat es in seiner Gewalt, seine Gemälde überall in dem sanftesten Lichte zu halten, und alles, was die bezaubernde Wirkung desselben stöhren könnte, in den dunkelsten Schatten zu stellen. Er läßt seinen Myrtill in einer zierlichen Hütte wohnen, sich an dem Dufte der Geisblattlauben umher erquicken, auf weichen Matten schlummern, um schön geschnitzte Krüge Wettgesänge anstimmen; und erinnert uns nicht ein einzigesmal, daß aller dieser Genuß erst der Preis einer vorhergegangenen Anstrengung war, daß ein anhaltender Fleiß erfordert ward, um die wenigen Werkzeuge zum Hüttenbau, zur Bereitung eines Gewebes, zur Verfertigung eines Kruges zu erhalten, und daß ohne Werkzeuge die Arbeit tausendmal beschwerlicher ist. Solange es dem Leser

bloß um eine angenehme Unterhaltung seiner Einbildungskraft zu thun ist, findet er zu sehr seine Rechnung bei der Täuschung, als daß er die Lücken in dem Gemählde aufsuchen sollte; sobald er aber ein wenig kaltblütig nachdenkt, wird eben die reizende Schilderung des Genusses ihn überall auf die Wahrheit zurückführen, daß das Handeln nicht aus dem Leben eines glücklichen Menschen hinweg bleiben kann.

Und ist nicht der Dichter selbst davon überzeugt? Nimmt er nicht in den lachenden Gesängen von einem goldenen Alter der Welt darauf Rücksicht? Wo hat je ein Dichter geglaubt, daß er den Leser interessieren und unterhalten würde, wenn er uns eine Gesellschaft von Menschen mahlte, die sich bloß leidentlich verhielten, und nicht eigene Kraft anwendeten? Wer möchte nur einige Bogen lesen, worin beständig die Rede von nichts als von Befriedigung der Sinne wäre, wobei der Held der Erzählung die Rolle eines Erih's auf den Südseeinseln spielte, sich bequem mit beiden Ellenbogen aufstützte, und sich die Speise in den Mund stecken ließe? Der Ekel, der jeden gesunden Menschen beim Anblick der völligen Unthätigkeit ergreift, und die unwiderstehliche Gewalt, womit wir hingerissen werden, uns für den Mann zu interessiren, der mit Schwierigkeiten kämpft, und dem Widerstande Trotz biethet, ist

doch, wie mich dünkt, ein redender Beweis von dem tiefen Gefühle in unserer Brust, daß wir bestimmt sind, thätig zu seyn.

Oder sind nicht am Ende auch die süßesten Freuden, deren unser Herz fähig ist, diejenigen, wobei wir uns unserer eigenen Kraft am klärsten bewust werden? Es ist hier der Ort nicht, weitläuftig darzuthun, daß sich endlich unser ganzes Vergnügen in die Vorstellung von unserer Vollkommenheit auflöset; diese Vorstellung mag so verworren und dunkel in der Seele liegen, als sie immer wolle. Ich berufe mich jetzt nur auf die Empfindung eines jeglichen Lesers, ob eine und dieselbe Sache ihm nicht desto angenehmer und werther ist, jemehr er sich dabei seiner Thätigkeit bewust ist. Man denke sich den Fall, daß ein Wanderer auf seinem Wege von Räubern umringt würde, und eben, da er in der größesten Gefahr zu seyn glaubte, käme ihm eine Schaar Soldaten zu Hülfe, die abgeschickt wäre, diese Räuberbande aufzuheben. Unstreitig würde ihm die Rettung seines Lebens und der glückliche Zufall, wodurch er der Gefahr entginge, ein unbeschreibliches Vergnügen machen. Würde aber sein Vergnügen nicht ungleich größer seyn, wenn er sich durch seine Ueberlegenheit im Laufen rettete, oder in der Geschwindigkeit eine List ersönne, wodurch er

die Anschläge der Räuber vereiteln könnte? In beiden Fällen entkäme er der Noth, in beiden rettete er Gesundheit und Leben, aber das Gefühl der eigenen Kraft und das Bewustseyn eigener Thätigkeit würde ihm den Werth seiner Rettung in dem letzteren Falle ungemein erhöhen. Und jemehr er Geistesgegenwart, Witz, Scharfsinn, Erfindungskraft, oder auch körperliche Stärcke und Behendigkeit gezeigt hätte, mit desto größerem Wohlgefallen würde er sich unausbleiblich an den Unfall erinnern. Ja, er würde es selbst dann, wenn er nie Gelegenheit hätte, diese Geschichte zu erzählen, und den Beifall Anderer dafür einzuerndten. Sogar der große Drang, den er etwa fühlen möchte, die Geschichte seiner Heldenthaten mitzutheilen, würde zwar von einiger Eitelkeit, hauptsächlich aber doch davon zeugen, daß er selbst ein vorzügliches Gewicht darauf legte; denn niemand wird begierig seyn, ein Lob über eine Sache zu erhalten, die er selbst für unbedeutend hält. Ist nicht dies alles ein hinlänglicher Beweis, daß der Mensch eine wesentliche Quelle seines Lebensgenusses in der Thätigkeit findet? Wenn es einer weiteren Bestätigung bedürfte, so würde ich mich auf tausend andere Erscheinungen berufen, z. B., daß die Frucht von einem Baume, den wir selbst gepflanzt, beschnitten und begossen haben,

uns süßer schmeckt, als die, welche man uns von einem Stamme bringt, an dem wir weiter keinen Antheil nehmen; daß jede Freude, die wir uns mit Mühe erkauft haben, uns oft bloß dieser überstandenen Mühe wegen kostbar wird; dagegen wir sie vielleicht verachteten, wenn sie sich uns ungesucht darböthe; daß selbst das Kind, sobald seine erwachenden Geistesfähigkeiten nur einige Herrschaft über den Körper ausüben können, und nicht mehr durch das ungewohnte Zuströhmen äußerer Eindrücke betäubt werden, eine unaufhörliche Geschäftigkeit sucht, und sich nicht selten eine anhaltende Mühe macht, bloß um nicht unthätig zu seyn.

Handeln ist also nicht nur zur Glückseligkeit des Menschen so erforderlich, als der Genuß, sondern es ist selbst Genuß, und dieser ist ohne jenes weder in einer großen Mannigfaltigkeit möglich, noch in einem hohen Grade angenehm. Dies ist zu augenscheinlich, als daß es nicht von jedem sollte anerkannt werden, der nicht geflissentlich nach auffallenden und seltsamen Behauptungen hascht, und nicht muthwillig gegen seine Ueberzeugung spricht, oder dem Nachdenken den Eingang versagt. Nicht eben so einleuchtend scheint es zu seyn, daß auch das Denken ein Erforderniß der menschlichen Wohlfahrt sei. Es hat Schriftsteller gegeben, die in Büchern dar-

gethan haben, daß man keine Bücher schreiben müsse; und so hat es geübte Denker gegeben, die alle Kraft ihres Scharfsinns und Witzes aufgeboten, und sich damit die Freude gemacht haben, darzuthun, daß das Denken nicht in den Umfang der für den Menschen bestimmten Freuden gehöre. Wir könnten uns der Mühe, dies umständlich zu untersuchen, überheben, wenn wir nicht in den folgenden Betrachtungen öfter auf diesen Punkt zurückkommen möchten. Laßet uns also hören, mit welchem Scheine sich die Sache vertheidigen laße!

So sehr wir uns auch gewöhnt haben mögen, zunächst nur dann die Anwendung unserer Kräfte Handlung zu nennen, wenn dadurch irgend etwas außer uns gewirkt wird, oder wenigstens unsere Thätigkeit in die Sinne fällt: so ist doch kein Grund abzusehen, warum wir der Anwendung unserer geistigen Kräfte nicht diesen Namen ebenfalls zugestehn sollten. Ist denn zu dieser letzteren irgend etwas geringeres genug, als zur Bewegung eines Gliedes? Oder ists nicht gerade das, was bei der Regung unserer Gliedmaßen von unserem Geiste abhängt, wodurch dieselbe erst würdig wird, eine Handlung zu heißen? Nur darum sagen wir nicht von einer Maschine, ihre Veränderungen mögen noch so künstlich seyn, daß sie handle, weil sie keine Vorstellung

von ihrer Wirkung hatte, sie nicht überdachte, und nicht wollte. Mit welchem Rechte dürften wir also sagen: zur Wohlfahrt des Menschen sei zwar das Handeln, aber nicht das Denken erforlich? Oder sollte sichs zeigen lassen, daß die geistige Thätigkeit, wenn sie sonst auch alle Erfordernisse der Handlungen hätte, dennoch wegen ihrer besonderen Natur nichts zum Genuß der Wohlfahrt beitragen könne? Alles gehörig erwogen, ergiebt sich vielmehr gerade das Gegentheil.

Wenn unsere Sinne angenehm erschüttert werden, so ist es zwar gewiß, daß das Vergnügen, welches uns dadurch gewährt wird, im Grunde nur von den Vorstellungen abhängt, die in unserer Seele vermittelst dieser Erschütterung hervor gebracht werden; es könnte aber doch dem weniger aufmerksamen Beobachter scheinen, als wenn in der bloßen Aufnahme des empfangenen Eindrucks schon das Vergnügen läge. Bei den Handlungen dagegen findet auch nicht einmal dieser leere Anschein statt! Alles was diese angenehmes haben können, muß aus dem Gedanken, womit sie geschehen, entspringen. Was könnte mir in aller Welt daran liegen, ob ich meine Hand so oder so, oder ob ich sie überall bewege, wenn ich nicht irgend eine Absicht damit erreichen will, wenn ich mir nicht einen Zweck, und

nicht diese Bewegung als Mittel zu jenem Zwecke denke? Der Held will das Recht erringen, sich als Sieger zu denken; darum trotzt er der Gefahr, kämpft mit Hindernissen, durchwacht Nächte, und bietet alles auf, was die Kräfte seines Geistes und seines Körpers vermögen. An der Spannung des Muskels, womit er sein Roß lenkt, oder seinen Degen schwingt, oder seinen Schaaren zuruft, liegt ihm nichts.

Und was würde es nicht für eine traurige Bewandniß mit unsern Handlungen haben, wenn wir sie ohne Gedanken thun sollten? Es wäre freilich wol möglich, daß der Mensch, gleich dem Thiere, nur immer das thäte, wozu ihn jedesmal der sinnliche Eindruck reizte, daß er seine Glieder in eine andere Lage brächte, weil er die vorige unbequem fühlte, oder die Hand nach einem Kraute ausstreckte, weil der Geruch desselben seine Begierde weckte, oder auf dem Grase umher hüpfte, weil der schnellere Umlauf des Bluts ihm behaglich wäre, ohne sich von dem allen Rechenschaft zu geben, ohne die Reihen seiner jedesmaligen Vorstellungen fest zu halten, und zu entwickeln, mit einem Worte, ohne eigentlich zu denken. Aber was wäre er dann auch mehr als ein Thier? Und wie viel trauriger wäre sein Zustand, als der Zustand des Thiers.

So große Vorzüge unser Körperbau in mehr als einer Rücksicht hat, so augenscheinlich ist es doch auch, daß die körperliche Einrichtung der unvernünftigen Geschöpfe ihnen ihre Erhaltung ungleich leichter macht, als uns die unsrige. Das Thier ist gegen die rauhe Witterung durch Federn oder Haare geschützt; wir müssen erst durch eine oder die andere Vorkehrung, welche immer einiges Nachdenken voraus setzt, uns eine Bedeckung verschaffen. Das Thier hat Hörner, oder Zähne, oder Krallen, um sich zu vertheidigen; wir müssen erst unsere Hand bewaffnen, wenn wir einen gewaltsameren Angriff von uns zurükhalten wollen: jenes hat eine so äußerst kurze Reihe von Vorstellungen zu durchlaufen, um von seinen anerschaffenen Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, daß es dabei fast maschinenmäßig zu verfahren scheint; wir müssen dagegen schon viele Ideen an einander ketten, um nur einen Ast vom Baume zu brechen, womit wir die Kraft unseres Armes verstärken wollen. Einige Thiere sind schon in den ersten Tagen ihres Lebens, und andere wenigstens in äußerst kurzer Zeit fähig, alles zu verrichten, was zu ihrer Erhaltung und Sicherheit erforderlich ist; der Mensch dagegen bleibt lange ein Kind; und wenn auch in dem rohsten Zustande diese Zeit um ein beträchtliches abgekürzt wird: so

sind immer doch Jahre nöthig, um die Kräfte des kleinen Wilden so weit zu entwickeln, daß er selbst nach seiner Nahrung ausgehn, und sich einigermaßen vertheidigen kann. Unterdessen müssen seine Eltern durch ihre größere Kraft, die immer vom Nachdenken geleitet werden muß, seiner Schwäche zu Hülfe kommen. Der Mensch kann also nicht, wie das Thier bei einer bloßen instinktartigen Regung seiner Vorstellungskraft bestehen; und die Hülfsbedürftigkeit, worin er durch seine Natur gesetzt ist, der er bloß durch die ihm ebenfalls natürlichen, edleren Geisteskräfte abhelfen kann, ist ein Beweis mehr, daß die Entwickelung dieser Geisteskräfte zu seiner Bestimmung gehört.

Ueberhaupt hat die Frage, ob der Mensch denken solle, wie mir es scheint, mit der, ob der Vogel fliegen solle, nicht nur einerlei Gehalt, sondern muß auch aus denselben Grundsätzen beantwortet werden. Wer keine zweckmäßige Einrichtung in der Natur glaubte, würde freilich nicht in dem Daseyn der Flügel einen Beweis finden, daß der Vogel bestimmt sei, zu fliegen, und er möchte dann so lange, biß er sich von einem Plane in der Schöpfung überzeugt hätte, immerhin sagen: „der Vogel habe „nicht Flügel, damit er fliege, sondern fliege, weil „er nun einmal Flügel habe;" so viel müste er doch

wenigstens eingestehn, daß dem Vogel kein Vorwurf darüber zu machen sei, wenn er die Schwingen, die er hat, zu dem Gebrauche anwendet, wozu sie ihm nützen: wenn er sich seine Erhaltung dadurch erleichtert, seine Sicherheit vermehrt, und sein Daseyn angenehmer macht! Der Grund, daß er darum nicht fliegen solle, weil es Millionen unbeflügelte Geschöpfe giebt, die sich mit dem Gehen, Laufen, Hüpfen, Kriechen, Schwimmen behelfen, und sich wohl dabei befinden, würde immer nichts beweisen, so lange die letzteren Geschöpfe auch im Uebrigen eine andere Einrichtung haben, so lange der Vogel mit ihnen nicht völlig einerlei Lebensart führen kann, und so lange ihnen der Abgang der Flügel durch irgend einen anderweitigen Vortheil ersetzt wird. Selbst, wenn der Vogel, ohne sich in die Luft zu schwingen, eben so gut und eben so sicher leben könnnte, als der Wurm, so würde sich immer noch kein Grund absehen lassen, warum er nicht einen Vorzug benutzen sollte, den er doch einmal hat. Wollte der Wurm ihn deshalb verspotten, und sagen: „siehe, wie thöricht du „bist, daß du nicht kriechest, wie ich; denn mit „deinem Umherflattern ziehst du dir tausend Unannehmlichkeiten zu. Bald geräthst du in ein Netz, „bald in einen Käfich, bald auf die Leimruthe; und

„überhaupt wirst du dem Jäger und dem Falken „viel bemerkbarer, wenn du in der Luft schwebst, „als du ihnen zwischen den Aesten der Bäume, un„ter Erdklößen oder in den Ritzen der Felsen seyn „würdest:“ so würde es wenigstens nicht große Mühe kosten, tausenderlei Vortheile anzuführen, wodurch der Flug des Vogels den Schaden mit Wucher ersetzt, den er in einzelnen Fällen etwa stiften möchte.

Und genau ist dies der Fall mit der Denkkraft des Menschen. Ehe wir noch zu der Ueberzeugung gelangt wären, daß die Entwickelung derselben unsere Bestimmung zum Theil oder ganz ausmache, würden wir immer keinen Grund absehn, warum wir uns derselben nicht bedienen sollten, unseres Daseyns froher zu werden, Beschwerlichkeiten von uns abzuwälzen, und das Bewustseyn eines höheren Werthes zu erhalten. Daß es Geschöpfe giebt, die ohne sie, einen gewissen Grad von Wohlseyn genießen, kann uns so wenig stöhren, als wir dadurch an den Gebrauch unserer Füße gehindert werden, daß es Austern giebt, die an ihrem Lebensgenusse nichts verlieren, ungeachtet sie sich nie von ihrer Stelle bewegen. Und wenn uns ein mißmuthiger Philosoph die Beschwerden zu tausenden herrechnet, die wir uns durch den Anbau unserer Vernunft bereiten: so bleibt uns immer ein weit ansehnlicheres

Verzeichniß von Vortheilen übrig, in deren Besitz wir bloß durch die Vernunft gelangen.

Das bloße Denken, ist auch ohne Rücksicht auf den Nutzen, den die durchdachten Ideen weiter haben könnten, schon an und für sich ein großes Vergnügen. Wer auch nicht zugeben wollte, daß Pythagoras, als er seinen berühmten Lehrsatz fand, bloß aus Freude über diese Entdeckung, ohne irgend einen Vortheil, den er außer der Befriedigung seiner Wißbegierde davon haben könnte, zu ahnden, seine Hekatombe geopfert habe, der würde doch wol wenigstens ein oder das anderemal in seinem Leben selbst gefühlt haben, wie wohl es der Seele thue, wenn sie irgend einen gewünschten Aufschluß erhält. Und ist nicht das immer wiederkehrende „Warum?“ der Kinder, die doch gewiß noch nicht ahnden, was sie einst mit ihren erlangten Kenntnissen werden ausrichten können, ein auffallender Beweis, daß unser Geist durch das Denken angenehm beschäftigt wird: daß ihm das Bedürfniß des Denkens natürlich ist?

Und konnte es, nach der Natur der menschlichen Seele anders seyn? Wenn es wahr ist, wovon ich oben redete, daß das Gefühl unserer Kraft uns Freude gewährt, und daß dies Gefühl uns unsere Handlungen mit Annehmlichkeit würzt: so muß eine

gleiche Freude uns auch dann zu Theil werden, wenn wir das Bewußtseyn haben, daß wir durch Anstrengung unserer Denkkraft hier eine Dunkelheit zerstreut, dort einen Zweifel gehoben, hier in der Erkenntniß der Wahrheit einen Schritt weiter vorwärts gethan, dort das schwankende Urtheil berichtigt haben. Es mag seyn, daß nicht jedermann diese Freude schätzt; was beweiset das gegen die Anlage, die dazu in unsere Seele gepflanzt ist? Wer von Jugend auf gelähmte Füße hatte, den wird es auch vielleicht befremdend dünken, wenn man ihm sagt, es liege in der menschlichen Natur, daß das Tanzen ein eigenes Gefühl von Behaglichkeit gewährt; und weil er immer nur gerade da seine Füße gebrauchte, wo ihm daran lag, von einer Stelle zur andern zu kommen: so wird er vielleicht über die, welche gehen um zu gehen, eben so die Achseln zucken, wie der ungeübte Denker über die, welche denken, um zu denken. Wer aber einmal den Durst nach Einsichten lebhaft gefühlt und ihn gestillt hat, für den wird es nie wieder einem Zweifel unterworfen seyn, daß die Beschäftigung der Denkkraft nicht Vergnügen gewähren sollte; und zwar ein ganz eigentümliches Vergnügen!

Oder wo ist ein anderes, das so, unabhängig von Umständen und Zeit, in unserer Gewalt stün-

de? Jeder sinnliche Genuß setzt äußere Gegenstände voraus, die wir uns nicht immer verschaffen können. Nicht immer findet das Auge einen Anblick, bei dem es mit Wohlgefallen verweilt, nicht immer schallen Töne in das Ohr, durch deren Harmonie es entzückt wird, nicht immer ist es möglich dem Gaumen oder dem Gefühle eine angenehme Erschütterung zu verschaffen. Und eben so wenig ist uns unter allen Umständen eine Anwendung unserer körperlichen Kräfte möglich. Bald kann es uns an Stoff, den wir bearbeiten könnten, bald an den nöthigen Werkzeugen fehlen. Das Denken allein steht überall in unserer Macht, so lange wir noch irgend eines Lebensgenusses fähig sind. Die genießende Kraft selbst findet den Stoff dazu in sich, und bedarf zur Bearbeitung desselben nichts als sich selbst. Was sie sich in dem Felde der Erkenntniß erworben hat, ist ihr Eigentum, worüber außer ihr kein Anderer schalten kann. Wo sie nur ihr Bewustseyn rettet, im Schiffbruch und unter Räuberhaufen, rettet sie es mit. Dies Eigenthum allein ist einem Nero unverletzlich, wenn er auch dem Unglücklichen, der in seine Hände fällt, den Anblick des Tags, das Athmen der freien Luft, die Erquickung der Sonnenwärme raubt, und ihm die Hände in Fesseln schlägt!

Und was ist es denn eigentlich, was uns zur Bewunderung irgend eines großen Mannes hinreißt; was ihm den Namen des Großen, des Außerordentlichen erwirbt? Ist es nicht gerade der Antheil, den seine Denkkraft an seinen Thaten hat? Selbst an dem Helden bewundern wir doch nicht so sehr seinen Muth, seine Unerschrockenheit und die Anstrengung seiner körperlichen Kraft, als die Vollkommenheit seiner Plane, die Größe des Geistes, womit er das Ganze und die einzelnen Theile überschaut, den scharfen Blick, womit er alles wahrnimmt, was seine Absicht befördern oder hindern kann, die Geistesgegenwart, womit er auf der Stelle einen Entschluß faßt, und seine Entwürfe nach dem unvorhergesehenen Zufall umzuschaffen weis. Es kann scheinen, als risse uns der Enthusiasmus für die persönliche Tapferkeit wenigstens eben so sehr hin, als die Bewunderung der Geisteskräfte, weil fast überall, wo wir einen verehrten Helden auf dem Schauplatz sehen, beides mit einander verbunden ist, so daß es uns schwer zu werden pflegt, uns selbst genaue Rechenschaft zu geben, ob wir mehr durch jene oder durch diese in Gluth gesetzt werden. Aber wir dürfen nur sorgsam auf den Eindruck merken, den die Geschichte eines beherzten aber geistlosen Kriegers auf uns macht, um

uns aus unserem Gefühle des Unwillens wenigstens der Kälte zu überzeugen, was am meisten unsere Hochachtung an sich reißt *).

*) Eben da ich dies schreibe, fällt mir eine Stelle in Hume's Geschichte von Großbritannien (1 B. S. 163 der deutschen Uebersetzung) in die Hand. Ich setze sie als einen Belag von dem, was ich eben gesagt habe, her. Es heißt von dem Herzoge von Buckingham, der von Karl I. den Hugenotten in Frankreich im J. 1627 zur Hülfe geschickt ward: „Alle seine Kriegsoperationen verriethen „eben so viel Ungeschicklichkeit als Unerfahrenheit. „Anstatt Oleron, eine fruchtbare und wehrlose „Insel, anzugreifen, seegelte er nach der Insel „Re, die eine gute Besatzung hatte, und gut befestigt war. Als er seine Leute, nicht ohne Verlust, ans Land gesetzt hatte, benutzte er nicht „etwa die erste Bestürzung, sondern ließ dem „Französischen Gouverneur Toiras fünf Tage Zeit, „sich zu fassen, und unterdessen St. Martin mit „Lebensmitteln und Kriegsdürfnissen zu versorgen. „Er ließ das kleine Fort la Prée hinter sich liegen, „welches gleich Anfangs gar keinen Widerstand „hätte thun können. Ungeachtet er Willens war, „St. Martin auszuhungern, so gab er doch wenig „auf die See Achtung, und ließ Proviant und „Amunnition hinein bringen. Als er die Hoffnung verlor, es durch Hunger zu bezwingen, so „griff er es an, ohne eine Bresche gemacht zu haben, und verschwendete durch seine Uebereilung „das Leben seiner Soldaten. Da er merkte, daß „sich ein Französisches Heer in kleinen Abtheilun-

Endlich gewinnt auch der Lebensgenuß, den uns unsere Denkkraft gewährt, dadurch ein neues Gewicht, daß derselbe nicht so vorübergehend ist, als das bloße Vergnügen der Sinne und das Gefühl der Behaglichkeit bei körperlicher Bewegung. Dies ergötzt uns bloß im gegenwärtigen Augenblick; jener läßt die Spuren seines Daseyns in der Seele zurück, und im Grunde erinnern wir uns unseres verflossenen Lebens nur durch das, was wir bei den auf einander folgenden Erfahrungen dachten. Wenn wir eine Reihe von Jahren zurück gelegt haben, so bleibt uns nur die Erhöhung der Kraft, die wir unter der Uebung erlangten, und der Schatz von eingesammleten Vorstellungen übrig. Alles andre ist dahin; es hing an dem jedesmaligen Augenblick, und verschwand mit demselben zugleich. Eben darum kommt

„gen herüber geschlichen hatte, und bei la Prée, welches er vorhin hatte liegen lassen, ans Land gestiegen war, so fing er an auf seinen Rückzug zu denken; aber auch diesen machte er so ungeschickt, daß es so gut war, als wäre er gänzlich geschlagen worden. Er war der letzte von seinem Heere, der ins Schiff stieg, und kehrte nach England zurück, nachdem er zwei Drittheil seiner Landmacht und sein Vertrauen als Admiral und Feldherr durchaus verloren hatte, ohne ein anderes, als das gemeine Lob einer persönlichen Tapferkeit nach Hause zu bringen."

das Thier, bei einem noch so langen Leben, um nichts, wenigstens nicht um etwas Merkliches, weiter. Es gleicht dem, der von seinem Kapitale nur so viel Zinsen zieht, als er jedesmal verzehrt. Am Ende eines Jahres ist er immer wieder da, wo er am Anfange desselben war, und er kann nie die Güter, die ihm einen Genuß gewähren könnten, vermehren. Der Mensch dagegen ist im Besitz eines Kapitales, dessen Zinsen noch immer seine jedesmaligen Bedürfnisse übersteigen, so daß er von Zeit zu Zeit neue Summen niederlegt, aus deren Ertrage er sich einen fortgesetzt erweiterten Umfang des Genusses verschaffen kann.

Da dies alles zu augenscheinlich ist, als daß es auch nur von dem flüchtigsten Beobachter des menschlichen Lebens übersehen werden könnte: so giebt es in der That auch nur selten einen Widersprechungssüchtigen, der gesonnen wäre, den Menschen zu einer völligen Gedankenlosigkeit zu verurtheilen. Denken, sagen die meisten, soll der Mensch allerdings; aber wozu soll er speculieren? Diese Frage erfordert eine neue Erörterung.

Es findet nemlich bei dem Nachdenken des Menschen der Unterschied Statt, daß manche von den Betrachtungen, denen er sich überläßt, in einem unmittelbaren Zusammenhange mit seiner Wohlfahrt,

das heißt, entweder mit seinem Lebensgenusse, oder mit seinem Thun und Lassen stehn; andere dagegen haben eine so entfernte Beziehung auf die menschliche Wohlfahrt, daß man beim ersten Anblick durchaus nicht entdecken kann, wozu sie führen, und daß oft sogar bei einem fortgesetzten Nachdenken kein näherer, ganz entschiedener Nutzen davon abzusehen ist, so daß oft erst ein Zufall denselben ans Licht bringt. Da sind denn viele der Meinung, daß der Mensch allerdings die erstere Art von Betrachtungen, die sie praktische nennen, anstellen dürfe, daß er aber wohl thäte, wenn er sich der letzteren, denen man den Namen der Speculationen giebt, enthielte.

Man könnte sagen: „wenn es nun Menschen „giebt, die am Speculieren Vergnügen finden, war„um sollten sie sich dasselbe versagen?" Zu leugnen ist doch nicht, daß so wie jede Beschäftigung des Geistes, auch dies von der Anwendung auf das Leben entfernte Nachdenken eine höchst angenehme Unterhaltug gewähren könne. Und die Erfahrung beweiset, daß es Menschen genug giebt, die durch keinen Beruf, durch keine Aussicht auf Gewinn, nicht einmal durch die Hofnung der Ehre, zum Speculieren angereizt werden, und die dennoch ihre meiste Muße damit ausfüllen, ja wol so manchem

Lebensgenuß entsagen, um dieser ihrer Lieblingsbeschäftigung desto ungestöhrter nachhängen zu können. Die Erfahrung beweiset sogar, daß es eine höchst angenehme Unterhaltung für den Geist seyn könne, sich eine ganze Lebenszeit hindurch mit bloßem Nachdenken zu befassen, und selbst die Gegenstände, die an und für sich mit der menschlichen Wohlfahrt enge genug zusammen hängen, doch bloß speculativisch zu behandeln, das heißt, sie immer nur zu untersuchen, und seine Erkenntniß darüber zu erweitern und zu berichtigen, ohne jemals einen thätigen Gebrauch davon zu machen, und durch die Anwendung seiner erlangten Einsichten Vortheil für sich selbst oder für andere zu stiften. Man könnte folglich sagen: „warum sollte man denen, die diese „Geistesnahrung schätzen, das Vorrecht sie zu genie„ßen streitig machen? Steht es doch sonst den „Menschen frei, unter mehreren Arten ihre Thä„tigkeit zu beschäftigen, diejenige zu wählen, die dem „Hange ihres Herzens die angemessenste ist; sobald „sie nur die Rechte ihrer Nebenmenschen nicht beein„trächtigen.“

Aber es kommt hierbei eine doppelte Rücksicht in Betrachtung. Zuerst wenn man das Speculieren durchaus für unnütz erklärt, so schilt man den, der

seine Zeit dazu anwendet, aufs wenigste für einen Müssiggänger, und es entsteht die Untersuchung des Sittenlehrers, ob es erlaubt sei, sein Leben mit einem geschäftigen Müssiggange zu vertändeln. Sodann wird sich unser Urtheil über die Ehre, die der speculierende Kopf zu genießen haben möchte, auf eine entscheidende Weise nach dem Werthe richten, den wir der Speculation überhaupt beilegen; und davon wird es abhangen, ob wir einen solchen als ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft behandeln, und ihm allenfalls bei seinem Geschäfte beförderlich seyn werden, oder nicht. Endlich entsteht auch die Frage, ob denn das Speculieren überhaupt zu dulden seyn möchte; denn es könnte seyn, daß diejenigen, die darin ein Vergnügen finden, durch ihr Beispiel Andere von nützlichen Geschäften abzögen, dem Geiste derselben eine schädliche Richtung gäben, oder wol gar durch ihr Grübeln Dinge an den Tag brächten, die der Menschheit zum Nachtheil gereichten. Denn wäre es wahr, was Rousseau den Wissenschaften nachsagt: so würden wir die Erfinder derselben nicht als Wohlthäter des Menschengeschlechts segnen, sondern ihr Daseyn beweinen müssen, und könnten allenfalls einen jeden, der sich die Erweiterung derselben angelegen seyn ließe, als eine neue Geißel unseres Geschlechts ansehn.

Ehe wir hierüber aus den Gründen urtheilen, welche in der Sache selbst liegen, will ich eine vorläufige Erinnerung voranschicken, die man bei dieser Untersuchung zu oft übersehen hat, und die man doch nie, wenn von der Anwendung der menschlichen Kräfte die Rede ist, aus den Augen verlieren sollte. Es ist folgende: **Die Völker des Erdbodens haben alle einmal zu speculieren angefangen.** Giebt es gleich hie und da ein einzelnes Volk, das wenige Schritte in der Ausbildung der geistigen Kräfte gethan hat: so ist doch ein Anfang damit gemacht; und auch von denen, wo man bis jetzt nur äußerst geringe, oder vielleicht gar keine Spuren der aufkeimenden Vernunft entdeckt hat, ist mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß sie eben den Gang nehmen werden, den die übrigen Nationen gegangen sind.

Es ist freilich jetzt nicht wohl möglich, genau anzugeben, auf welche Art die Menschen es angefangen haben, sich zuerst von der Allgewalt der sinnlichen Eindrücke los zu reißen, der Vernunft ein eigenes Gebiet zu erobern, und so allmählig dahin zu kommen, daß sie das, was wir jetzt Wissenschaften nennen, ausgebildet haben. Wenn der Eichbaum schon Jahrhunderte gestanden hat, so bleibt nicht leicht etwas anderes übrig, als eine Vermuthung,

wie die Eichel an diese Stelle gekommen sei. Ueberdies hat augenscheinlich das Nachdenken der Menschen in verschiedenen Gegenden einen höchst verschiedenen Gang genommen; denn sie sind an sehr verschiedene Punkte angelangt; es sei nun, daß sie gleich Anfangs nicht von einerlei Standorten ausgegangen sind, oder daß sie in der Folge erst von einander abweichende Wege wählten. Und durch Nachrichten davon unterrichtet zu werden, bleibt uns wenig Hofnung übrig; denn ein Volk muß schon weit im Denken fortgerückt seyn, ehe es den Einfall haben kann, sich selbst von der Art Rechenschaft zu geben, auf die es seine Fortschritte gemacht hat, und noch ungleich weiter muß es gekommen seyn, ehe es im Stande und geneigt seyn kann, durch schriftliche Denkmähler seiner Schicksale, die Nachkommen zu unterrichten. Auch ist es nicht möglich, daß wir etwa die Art beobachteten, wie sich die Geistesfähigkeiten unserer Kinder entwickeln, und daraus schlössen, welche Schritte der Mensch im Kindesalter der Welt gemacht haben werde. Unsere Kinder leben unter Umständen, wo unausbleiblich ihre Vernunft schon früh geweckt werden muß: sie lernen eine Sprache, und mit ihr die Resultate unzähliger Speculationen; sie sind beständig von Dingen umgeben, zu deren Hervorbringung Ausbildung der

Vernunft erfordert ward, deren Anblick und Gebrauch also auch eine ähnliche Ausbildung veranlaßt; sie werden auf mannigfaltige Weise gedrungen, sich einige Fertigkeit im Nachdenken, und wol einen kleinen Vorrath von wissenschaftlichen Kenntnissen zu verschaffen. Dies alles macht sie unfähig einen Maßstab für die Entwickelung der Vorzeit abzugeben *).

*) Es hat wol hie und da jemand den Einfall gehabt, daß man ein Kind aus allen diesen Umständen, die ihm eine künstliche Ausbildung geben, heraus nehmen, es ganz sich selbst überlassen, und dann zusehen sollte, was aus ihm werden würde. Wer diesen Vorschlag im Ernst thun konnte, bedachte nicht, daß er zu einem Verbrechen und zu einer Thorheit riethe. Verbrechen wäre es doch wol, ein Kind, das bestimmt ist, unter gesitteten Menschen zu leben, ganz ohne alle Bildung, in einer völligen Wildheit aufwachsen zu lassen? Welcher denkende und fühlende Mensch könnte es über sich erhalten, einen seiner Nebenmenschen zu einem bloßen Versuche aufzuopfern? Möchten die Entdeckungen, die man von einem dergleichen Versuche erwarten könnte, auch noch so wichtig seyn; wo ist der, welcher sich berechtigt halten dürfte, eine Entdeckung für den allerhöchsten Preis, für die Wohlfahrt eines Menschen, zu erkaufen? Und um seine Wohlfahrt würde doch ein Kind offenbar gebracht, das bis in sein Jünglings- oder gar bis zum männlichen Alter keine Sprache lernte, an kei-

Aber gänzlich sind wir darum doch nicht außer Stande, der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft nachzuspüren. Theils giebt es noch

nen Umgang mit seines Gleichen gewöhnt, in keiner Beschäftigung geübt, von keiner Sache unterrichtet, und an kein sittliches Verhalten gewöhnt würde? Ueberdies wäre es auch eine Thorheit; denn wir würden aus dem ganzen Versuche nichts lernen! Ein Kind in einem Keller, im Käfich, oder innerhalb einer Mauer, ist nicht in dem Zustande, worin sich der sich selbst überlassene Naturmensch befinden würde. Es könnte sich seine Nahrung nicht selbst verschaffen, und verlöre damit eine stets rege Aufforderung zur Thätigkeit; es hätte keine Gelegenheit, seine Kräfte auf die Probe zu setzen; es büßte alle die Veranlassungen zum Denken und Handeln ein, die ihm der Umgang mit ähnlichen Naturmenschen darbieten würde; seine Sinne würden nicht fortgesetzt von äußern Gegenstände bestürmt, seine Triebe nicht geweckt: es würde unausbleiblich ein Monstrum werden müssen. Wenn man ihrer mehrere auf eine abgesonderte Insel setzte: so würden sie sich freilich etwa in dem Zustande befinden, worin wir uns den bloßen Naturmenschen denken; aber theils beginge man ein desto größeres Verbrechen, je mehrere man einem solchen Versuche aufopferte; theils würden doch Ammen oder Wärther für sie so lange erforderlich seyn, bis sie sich selbst ernähren könnten; und durch diese würde wiederum der ganze Versuch verdorben werden. — Von den einzelnen Personen, die man hie und da in Wäldern wild

Reste uralter Speculationen, die das Gepräge ihres Ursprungs noch sichtbar genug an sich tragen; theils haben wir in neueren Zeiten Völker kennen gelernt, die noch jetzt wenig mehr als die ersten Versuche des Geistes, sich in das Feld der Speculation hinauf zu schwingen, gemacht haben; theils giebt uns die Natur des Menschen vielfache Gründe an die Hand, woraus wir so viel, als hier zu unserem Zwecke gehört, mit hinlänglicher Zuverläßigkeit schließen können.

So viel ist gewiß, daß der Ursprung der Speculation unter den Menschen nicht etwa das Werk eines vorwitzigen Kopfes war, der sich vorgenommen hatte, eine neue Bahn zu brechen, und sich dadurch vor seinen Zeitgenossen auszuzeichnen, oder seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Eben so wie mitten unter den alltäglichen Beschäftigungen

gefunden hat, läßt sich auch kein Schluß auf das menschliche Geschlecht machen; denn diesen hat es immer an dem Umgange mit ihres Gleichen gefehlt; sie sind meistentheils, so viel man ihrer Geschichte hat nachspüren können, unter sehr ungünstigen Umständen aufgewachsen; und höchstens könnte man von ihnen lernen, was aus dem einsamen Menschen wird; aber nicht, wohin mehrere auf einander folgende Geschlechter bloß sich selbst überlassener Menschen, ohne alle fremde Bildung, es bringen würden.

des Lebens einst jemand einen Stein an einen Stahl schlug, und dadurch eine neue Art Feuer anzuzünden unter seine Zeitgenossen einführte, ohne daß er mit der Absicht, diese Erfindung zu machen, ausgegangen wäre; eben so kam unstreitig auch zuerst ein menschlicher Kopf, mitten unter dem Gebrauche seiner noch ungeübten Geisteskräfte auf die erste Speculation. Andere betraten eben diesen Weg, und so wurden allmählig weitere Fortschritte auf demselben gemacht.

Wir wollen uns einen Menschen denken, der eben jetzt erst anfängt, seine Empfindungen wahrzunehmen; und wollen sehen, welchen Stoß seine Vernunft bloß durch diese Wahrnehmungen unausbleiblich bekommen muß. Es liegt hierbei, wie sich von selbst versteht, durchaus nichts daran, ob es unter den Kindern Adams je eines gab, das sich wirklich in einem Zustande befand, wo es durchaus keine äußere Hülfe zur Entwickelung seiner Geisteskräfte erhielt. Die Resultate unserer Untersuchungen werden desto unwidersprechlicher seyn, je weniger wir irgend etwas voraussetzen, was, sei es auch nur von dem hartnäckigsten Leugner, noch einem Streite unterworfen werden könnte. So viel man nun auch der Bildung zuschreiben mag, so wird man es doch unmöglich auf ihre Rechnung setzen können,

daß

daß der Mensch Anlage zur Vernunft hat. Diese Anlage hat er unstreitig von Natur. Und nun laßt uns zusehn, was mit derselben, unter dem Gebrauche der Sinne, bei dem Menschen vorgehen muß!

Gesetzt unser Mann hörte in dem Augenblicke, da er zu leben anfinge, einen Ton. Natürlicher Weise würde er diesen Ton auf keine Art von sich selbst zu unterscheiden im Stande seyn; sondern er würde die dadurch verursachte Erschütterung seiner Gehörwerkzeuge durchaus, als etwas zu ihm selbst gehöriges ansehn. Gesetzt aber dieser Ton hörte plötzlich auf: so würde er in diesem Augenblicke inne werden, daß derselbe nicht zu ihm selbst gehöre. Er würde sichs bewust bleiben, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen wäre, und an diesem Bewustseyn würde er nicht nur ein Merkmal seines eigenen Daseyns haben, sondern er würde auch inne werden, daß er, ohne jene Erschütterung seiner Gehörwerkzeuge, da seyn könne. Würde er nun etwa an einem Gliede seines Leibes gedrückt: so entstünde eine neue Wahrnehmung in ihm, und er wäre schon nicht mehr in Gefahr, die aus jenem Druck herrührende Empfindung für Eins mit sich selbst zu halten; denn er war sich seiner schon vor dem Druck bewust, und unterscheidet sich also von demselben.

Indem er nur diese zwei Empfindungen hätte, würden schon eine Menge von Begriffen in ihm vorbereitet, die ihm alle bei öfter wiederkehrenden Erfahrungen nicht nur völlig klar, sondern auch so geläufig werden würden, daß er jede fernere Empfindung auf sie bezöge. Zuvörderst der Begriff von Einerleiheit und Verschiedenheit, indem er sich für eben denjenigen hielte, der zuerst den Ton hörte, und dann den Druck fühlte; dagegen den Ton nicht nur von sich selbst, sondern auch von dem Druck unterschiede. Hiernächst der Begriff von Zeit, indem er sich das Aufhören des Tons früher als den Anfang des Drucks vorstellte. Dann der Begriff vom Beharrlichen, indem er sich selbst als etwas Fortdauerndes, und jene Veränderungen in sich als vorübergehend wahrnähme. Endlich der Begriff vom Daseyn überhaupt.

Man bemerke wohl, daß ich nicht sage, diese Begriffe selbst entstünden mit der Wahrnehmung beider Empfindungen in der Seele. Dies würde voraussetzen, daß unser Mann schon über sich selbst und über die mit ihm vorgehenden Veränderungen nachdenken könnte. Ich sage bloß, diese Begriffe werden in ihm vorbereitet, daß heißt, es ist in seiner Seele Etwas vorhanden, was ihn unter den Wahrnehmungen seines Zustandes unausbleiblich

auf dieselben leitet; und dies Etwas ist nichts anders als die eigentümliche Natur der menschlichen Denkkraft. Wir könnten uns nemlich sehr wohl ein Wesen denken, das bloß das Vermögen, Dinge wahrzunehmen, aber keine Besonnenheit, hätte. Ein solches würde den Ton hören, und ihn mit sich selbst für einerlei halten; es würde aber sobald der Ton aufhörte, auch gar keine Vorstellung haben, biß es wieder durch den Druck an einem Gliede seines Leibes eine neue Vorstellung erhielte, und dann würde es wiederum diese mit sich selbst für Eins annehmen: so würde es in Ewigkeit fort nur sein Vorstellungsvermögen in seiner jedesmaligen Empfindung genießen, und sich selbst gleichsam mit jedem Aufhören der vorigen Empfindung vernichtet, und mit jedem Anfange einer neuen wieder neu geschaffnen fühlen. Solch ein Wesen ist der Mensch nun offenbar nicht, und was er vor einem solchen voraus hat, ist, wie ich es eben genannt habe, die Besonnenheit, oder das Vermögen, sich seiner Vorstellungen und des Mannigfaltigen in denselben bewust zu werden.

Diese Besonnenheit wird nicht erst durch die Erfahrungen in die Seele gebracht, sondern sie liegt schon, ihren wesentlichen Bedingungen nach, in derselben da, und wird nun nur durch die Erfah-

rungen entwickelt. Ein Beweis davon sind die Thiere, die zum Theil eben so viel, und wol noch mehr in der Welt sehen und hören, als viele tausend Menschen, und die dennoch dadurch nicht zu der Fertigkeit gelangen, das Mannigfaltige in den Dingen zu unterscheiden, und ihre Vorstellungen in Begriffe zu verwandlen. Es muß in der Natur der Seele schon etwas vorhanden seyn, wodurch sie fähig wird, diese Erfahrungen so zu behandeln, daß dadurch Begriffe in ihr entzündet werden. Ich will mich durch ein Beispiel verständlicher machen. Der Flötenbläser kann mit aller seiner Geschicklichkeit kein Tonstück auf einer bloßen hölzernen Röhre blasen, weil diese durchaus nicht die zur Hervorbringung harmonisch wechselnder Töne erforderliche Einrichtung hat. Sobald er eine ordentliche Flöte bläset, so entstehen die verlangten Töne; denn sie ist durch ihre Bauart fähig, nach Maßgabe der hinein geblasenen Luft und der angewandten Griffe, musikalische Töne anzugeben; oder mit andern Worten, die Bedingungen, unter welchen dergleichen Töne entstehen können, liegen in ihrer Bauart. Ohne geblasen zu werden, kann die Flöte freilich keinen Laut hören lassen, daß sie aber, wenn sie geblasen wird, diese und keine andere Laute hören läßt, ist eine unausbleibliche Folge ihrer eigentümlichen Natur. Oder

ein anderes Beispiel! Wenn wir uns vor eine rauhe hölzerne Tafel stellen: so bekommen wir unser Bild nicht zu sehen; dies geschieht aber, wenn wir vor einen beleuchteten Spiegel treten. Auch der Spiegel wirft kein Bild zurück, wenn kein Lichtstrahl auf seine Oberfläche fällt; er thut es aber jederzeit, sobald ihm beleuchtete Gegenstände vorgehalten werden: es ist eine Folge seiner Einrichtung, daß er die empfangenen Strahlen auf eine festgesetzte Weise zurückwirft; oder mit andern Worten: die Bedingungen dieser Erscheinung liegen in seiner Natur!

Ich will mit diesen Beispielen nur so viel erläutern: wenn der Mensch Erfahrungen hat, so werden dadurch Begriffe in ihm erzeugt, und wenn er gar keine Erfahrungen hätte, so würde er auch gar keine Begriffe bekommen. Dies hat viele veranlaßt zu sagen, die Begriffe würden bloß durch die Erfahrung in die Seele gebracht. Gegen diese Behauptung wendet man mit gutem Grunde ein, daß die Seelen der Thiere doch nicht durch die Erfahrung zu Begriffen gelangen, daß folglich der menschliche Geist durch seine eigentümliche Natur etwas eigenthümliches zur Erzeugung der Begriffe beitragen müsse, und dies veranlaßte die Philosophen über angeborne Begriffe zu streiten. Alle Schwierigkeiten, die man nicht vermeiden kann, man mag

angeborne Begriffe annehmen, oder nicht, werden aber, meines Bedünkens, völlig gehoben, wenn man sagt: es liegen nicht die Begriffe selbst, sondern die Bedingungen derselben (die wesentlichen Erfordernisse zu ihrer Entwickelung) in der Seele, so daß sie unausbleiblich entstehen, sobald die äußere Veranlassung dazu durch die Erfahrung gegeben wird.

Diese Bedingungen kann man Gesetze der Denkkraft nennen; und um einigermaßen begreiflich zu machen, wie man sich dergleichen Gesetze *) vorstellen könne, habe ich gezeigt, daß in der Natur der Flöte und des Spiegels die Bedingungen vorhanden sind, unter welchen jene harmonische Töne hören lassen, und dieser Bilder zurück werfen kann.

Wenn nun unser Mann, von dem wir vorhin zeigten, wie schon durch zwei Empfindungen wenigstens vier Begriffe bei ihm vorbereitet würden, allmählig mehr Erfahrungen macht, so werden nicht nur diese Begriffe seiner Vernunft immer näher gerückt werden; sondern er wird auch die Veranlassung zu einer größeren Anzahl derselben bekommen.

*) Das Wort Gesetz wird hier in der Bedeutung genommen, in welcher man auch von Naturgesetzen spricht, wo es immer so viel heißt; als die unwandelbare Art und Weise, wie Veränderungen, vermöge der Natur der Dinge erfolgen müssen.

So wie er nach und nach seine Hände und Augen gebrauchen lernt, wird er wahrnehmen, daß es außer ihm noch Dinge giebt, und daß diese sich nicht alle an einem und demselben Orte befinden: so wird die Vorstellung vom Raum in ihm entstehen. Er wird sich vielleicht an einen außer ihm befindlichen Körper stoßen, und wird den Schmerz, welchen er fühlt, diesem Stoße zuschreiben: ein Urtheil, dem der Begriff von Ursache und Wirkung zum Grunde liegt. Dieser Begriff wird ihm noch näher gebracht werden, wenn er selbst die Ursache von irgend einer Veränderung außer ihm wird; wenn er etwa einen Stein fortstößt, oder einen Vogel verjagt. Er wird vielleicht nach irgend einem entfernten Dinge greifen, und es nicht erreichen, weil sein Arm zu kurz ist. Beim nächsten Falle dieser Art wird er erst einen Augenblick anstehn, und zusehn, ob er das, wonach er zu greifen Willens ist, abreichen könne: so wird er auf den Begriff von Möglichkeit, und wenn er nun die Hand ausstreckt, und seinen Gegenstand erreicht, auf den Begriff von Wirklichkeit, geleitet. Er ist vielleicht schon auf einen niedrigen Baum gestiegen; jetzt sieht er einen höheren vor sich; die Früchte desselben reizen ihn, er will sie besitzen, aber kann sie nicht anders erhalten, als daß er hinauf zu steigen versucht; dies wird ihm Veranlassung zu dem

Begriffe einer nothwendigen Bedingung. Da es aber noch bei ihm steht, ob er den Genuß der Früchte aufgeben will oder nicht, so wird er dadurch auf den Begriff des Zufälligen geleitet. Alles, was er sieht, ist, jedes für sich betrachtet, Eins; er nimmt aber auch unter mehreren Dingen Aehnlichkeit wahr, und wird so darauf geleitet, sich mehrere einzelne ähnliche Dinge, als Viele zu denken. Er hat etwa Aepfel von einem Baume geschüttelt, und nimmt einen nach dem andern auf, bis keiner mehr da liegt: er stellt sich vor, er habe sie nun alle. Er sieht die Vögel fliegen, und kann es ihnen nicht gleich thun; diese Wahrnehmung legt den Grund zu dem, künftig erst klärer zu entwickelnden, Begriffe von Verneinung. Er hebt einen Stein auf, und fühlt die Kraft, womit er es thut, in sich als etwas Reelles; er will einen noch größeren Stein aufheben, und da er es nicht kann, entsteht in ihm die verworrene Vorstellung von dem, was er sich einst als Einschränkung denken wird.

Zur Entwickelung aller dieser Begriffe liegt in seiner Seele nicht nur die Fähigkeit, sondern er wird auch durch die Natur seiner Denkkraft gedrungen, die Erscheinungen, die ihm unter dem Gebrauche seiner Sinne vorkommen, auf diese Begriffe zurück zu führen. Anfangs, ja vielleicht eine sehr

lange Zeit seines Lebens hindurch, wird er sich von dem allen nichts völlig klar vorstellen, und sich keinen dieser Begriffe entwickeln; aber er wird alle seine Vorstellungen, ohne es zu wissen, auf einen oder den andern unter denselben beziehen. Nach und nach werden sie ihm immer geläufiger werden, und er wird das Mannichfaltige in allem, was er denkt, mit Hülfe eines oder mehrerer dieser Begriffe, in eine Vorstellung zusammenfassen *). Daß der Verstand des Menschen diese Anordnung seiner Vorstellungen eine geraume Zeit hindurch fortsetzt, und sie auf jene Begriffe bezieht, ohne sich die Begriffe

*) Ich habe nemlich hier vollständig alle die Begriffe aufgezählt, welche bei der menschlichen Erkenntniß zum Grunde liegen. Es sind folgende zwölfe: 1) von dem, was für sich selbst ist (Substanz), und dem, was nur in einem andern (als Beschaffenheit) Statt finden kann; 2) von Ursache und Wirkung; 3) von Gemeinschaft (Aehnlichkeit und Verschiedenheit); 4) vom Daseyn; 5) von Möglichkeit; 6) von Nothwendigkeit; 7) von Einheit; 8) von Vielheit; 9) von Allem; 10) von Realität; 11) von Negation; 12) von Einschränkung. Ohne eine Vorstellung auf einen dieser Begriffe zu beziehen, (geschehe es auch noch so verworren, und ohne allen Anschein des Bewußtseyns!) würde es gar keine Erkenntniß in der menschlichen Seele geben, sondern alle Vorstellungen wären einzeln; und es würde der Seele ge-

selbst klar vorzustellen, oder sich derselben bewußt zu werden, würde uns nur dann befremden können; wenn wir nicht unzählige Beispiele sähen, wo ganz unstreitig bei dem Verfahren der Menschen eine Menge Begriffe zum Grunde liegen, die sie sich doch niemals entwickeln, und die sie nur mit der größesten Mühe fassen können, wenn man sie ihnen klar machen will. Wer kennt nicht z. E. Menschen, die mit der größesten Leichtigkeit, und völlig genau, ziemlich zusammengesetzte Rechnungen im Kopfe zu Stande bringen, und dabei alle Regeln beobachten, die aus dem Verhältnisse der Zahlen fließen, ohne die Regeln angeben zu können, nach welchen sie verfahren, und ohne sich je den Begriff des Verhältnisses entwickelt zu haben? Wer hört nicht täglich, daß jemand richtig spricht, ohne sich je die Beziehung der Begriffe, die er ausdrückt, und die daraus fließende Verbindung der Worte klar gemacht zu haben?

Schon bei den ersten Schritten, die das Kind thut, wenn es zu gehen anfängt, beobachtet es die

hen, wie dem Spiegel, in welchen die Bilder von tausend Gegenständen fallen, ohne daß die mindeste Spur von denselben in ihm zurückbleibt, und ohne, daß er sie auf irgend eine Art sich selbst zueignet.

Gesetze des Gleichgewichts; aber je öfter es in verschiedenen Richtungen und mit abwechselnder Geschwindigkeit geht, desto größer wird seine Fertigkeit in der Beobachtung dieser Regeln. Eben so mit dem Menschen in Ansehung des Denkens! Je mehr er Erfahrungen macht, je öfter er folglich die dadurch in ihm erregten Vorstellungen auf jene Begriffe bezieht, eine desto größere Fertigkeit erlangt er in diesen Operationen seiner Vernunft. Mit jeder neuen Erfahrung wird ihm gleichsam der Begriff, unter den er das Mannigfaltige in seiner Erkenntniß zusammen faßte, näher gerückt; desto schneller bemerkt er, wo sich etwas nicht auf die gehörige Weise zusammenfassen läßt. Und ein wichtiges Erleichterungsmittel wird ihm dabei die Sprache.

Da es hier weder meine Absicht ist, die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Sprache unter den Menschen, noch eine Darstellung aller der Vortheile, die sie unter uns verbreitet, zu schreiben: so begnüge ich mich, nur das wichtigste von dem anzuführen, was sie mit ihrer allmähligen Ausbildung zur Erleichterung und Beförderung des Denkens unter den Menschen beitragen mußte. Es wird unter meinen Lesern vielleicht nur wenige geben, denen die Streitigkeiten ganz unbekannt seyn sollten, welche man über den Ursprung der Sprache

unter den Menschen geführt hat *). Die wichtigste Schwierigkeit, auf welche die meisten Untersucher gestoßen sind, und die von ihnen auf allerlei Weise benutzt worden ist, jenachdem ein jeder seine eigene Hypothese geltend zu machen wünschte, war die: „daß der Mensch ohne Sprache nicht denken, „und ohne zu denken, keine Sprache habe „erfinden können." Wer sieht aber nicht, daß dies in dem Sinne, in welchem es wahr ist, nichts beweise? Denn soll es wahr seyn, daß der Mensch, ohne Sprache, nicht denken könne: so kann es doch nur so viel heißen sollen, daß er ohne die Sprache nicht eben so bestimmt, leicht und über so mannigfaltige Gegenstände denken könne, als es ihm mittelst derselben möglich ist. Giebt es denn nicht Taubstumme Personen genug, die durch ihre Handlungen darthun, daß man sie nicht ohne Un-

*) Die Bibel, die uns überhaupt nicht gegeben ist, um unsere Neugierde zu befriedigen, oder uns das Nachdenken über Dinge, die wir hinlänglich durch unsere Vernunft erkennen können, zu erspahren, sagt uns über den eigentlichen Ursprung der Sprache nichts. Alles, was die Ausleger aus den kurzen Nachrichten im ersten Buche Mosis darüber zu erzwingen gesucht haben, gründet sich zum Theil auf willkürliche Voraussetzungen, zum Theil auf Mangel an Bekanntschaft mit dem Geiste der Mosaischen Schriften.

gerechtigkeit aus der Reihe der denkenden Wesen ausstoßen könne, und die doch des Hülfsmittels der Sprache völlig entbehren? Sie werden freilich in ihrem Nachdenken nie die Fortschritte machen, die dem redenden Menschen möglich sind; aber sie denken doch ohne Sprache, wenigstens ohne ihre Gedanken mit Worten zu bezeichnen, welches hier unter der Sprache verstanden wird. Eben so verhält es sich mit dem zweiten Satze: „daß der Mensch „keine Sprache habe, erfinden können, ohne zu „denken.“ Freilich ohne überall zu denken, würde er eben so wenig eine Sprache, als irgend etwas anderes, haben erfinden können; und eine so ausgebildete Sprache, wie etwa die Griechische, die Deutsche, die Französische, und einige anderen sind, würde er nicht haben erfinden können, ohne auch so weit im Denken gekommen zu seyn, als es die Philosophen, Dichter und Weltleute waren, denen diese Sprachen ihre Ausbildung zu danken haben. Aber folgt daraus auch, daß der Mensch mit einiger Fertigkeit im Denken, etwa mit so viel, als der Taubstumme erlangt, oder auch mit einer ungleich geringeren, nicht habe den ersten Grund zur Sprache legen, und in der Folge auf diesem Grunde in eben dem Maße fortbauen können, in welchem, vermittelst der nun vorhandenen Sprache, seine Fertigkeit

im Denken zunahm? Es ist damit, als wenn jemand in eine von unsern Schmieden käme, und sagte: „ohne Zange kann der Schmied nichts schmieden, „und ohne zu schmieden, kann er keine Zange ha- „ben.“ Die Menschen haben lange geschmiedet, ohne so etwas Künstliches hervorzubringen, als eine Zange ist; nachdem sie aber immer etwas Künstliche- res zu Stande gebracht hatten, gelang es ihnen end- lich auch eine Zange zu machen; und die erste sehr mangelhafte Zange half dann wieder eine noch voll- kommnere schmieden. Eben so mit der Sprache!

Lasset uns wenigstens zusehn, wie es jenem Men- schen, den wir vorhin den Anfang mit dem Denken machen ließen, mit der Sprache ergehen würde. Die ersten Laute, die er hervorbrächte, würden un- streitig, die von der Leidenschaft unwillkürlich her- ausgepreßten Töne seyn. Wir wissen, daß das Kind meistentheils gleich im ersten Augenblicke nach seinem Eintritt in die Welt schreit. Wir finden sogar an den Thieren, daß sie ihre verschiedenen Begierden auch durch verschiedene Töne zu erkennen geben. Da der Mensch eine größere Mannigfaltigkeit der Begier- den und schon von Natur viel beweglichere Sprach- organe hat, als das Thier: so würde bei ihm auch ein mannigfaltigerer Ausbruch der leidenschaftlichen Laute nicht befremdend seyn. Er würde seinen eige-

nen Laut für den Schmerz, einen eigenen für den Zorn, für die Freude, für den Schreck, für die Verwunderung, für die Liebe, für die Traurigkeit, für die Furcht haben können; ohne noch mit der Absicht aufzuschreien, daß irgend ein Anderer von der in ihm aufwallenden Leidenschaft benachrichtigt werden sollte. Eben so wie er dies, ohne einen sonderlichen Grad des Denkens könnte, würde er Anfangs eine Menge von Lauten, die er in der Natur hörte, nachmachen. Die genaue Verbindung der Gehörwerkzeuge mit den Sprachorganen leitet sehr natürlich auf die Nachahmung der gehörten Laute. Sogar Vögel lernen endlich einige Töne hervorbringen, die sie öfters hören. Und an Kindern bemerken wir, daß sie das Schreien der Thiere, den Donner, den Schall eines fallenden oder brechenden Körpers nachahmen, ohne daß sie durch etwas anders dazu veranlaßt würden, als durch das Vergnügen, welches sie in dieser Uebung ihrer Kräfte finden.

Bliebe der Mensch, der den eben beschriebenen Anfang mit dem Gebrauche seiner Sprachwerkzeuge gemacht hätte, immer allein; so würde er es sehr wahrscheinlich sein ganzes Leben hindurch dabei bewenden lassen; höchstens würde er einen Zeitvertreib daraus machen, noch mehrere Laute, die er in der Natur vernähme, nachzuahmen, und allenfalls eine

größere Kunst darin zu erlangen. Die wilden, einsamen Menschen, die man ab und zu in Wäldern gefunden hat, besaßen wirklich zum Theil eine große Fertigkeit, so zu schreien, wie die Thiere, von denen sie waren umgeben gewesen. Sobald aber nur zwei dergleichen Personen, etwa ein Mann und ein Weib, bei einander wären; so würden sie bald auch das Bedürfniß fühlen, sich einander ihre Empfindungen und ihr Verlangen mit zu theilen. Dies könnten sie nun auf zweierlei Weise: durch Sprachlaute, und durch Geberden, zu bewerkstelligen suchen. Welches Mittel würden sie wählen?

Beim ersten Anblick scheint es am natürlichsten zu seyn, daß der Mensch seine Empfindungen durch Geberden ausdrückt. Jede Regung der Begierden wird schon unwillkürlich von Mienen und Bewegungen des Körpers begleitet, die augenblicklich von dem, der sie sieht, als natürliche Zeichen der jedesmaligen Gemüthsbewegung verstanden werden. Eben daher suchen sich auch Personen, die sich nicht durch Sprachlaute mit einander unterhalten können, durch Geberden zu verständigen, und erreichen ihren Zweck wenigstens zum Theil. Zwar hat die Geberdensprache gewisse Unvollkommenheiten, deren Entwickelung uns hier zu weit vom Ziele abführen würde, die sie aber immer weit hinter die Wortsprache zurücksetzen

werden

werden, allein diese möchten ungebildete Menschen wol schwerlich ahnden, zumal, da sie noch keinen Begriff von den Vortheilen haben könnten, welche sie sich durch den Gebrauch der Wortzeichen zu verschaffen im Stande wären. Jedoch es giebt andere Gründe, durch die sie vermocht werden müsten, sich der Sprachlaute, wenigstens neben der Geberdensprache zu bedienen. Theils könnten sie sich vermittelst der letzteren nicht im Dunkeln mit einander unterhalten; theils müsten sie jedesmal einen Laut anwenden, so oft sie die Aufmerksamkeit eines Andern, der die Augen weggewandt hätte, oder in der Entfernung, auf sich ziehen wollten; theils aber (welches das wichtigste ist!) würden sie sehr bald bemerken, daß die Stimme des Einen einen mächtigen Eindruck auf den Andern machte. *)

*) Es liegt tief in der Natur des Menschen, durch gewisse Töne unwiderstehlich zu gleichstimmigen Empfindungen hingerissen zu werden. Und zwar ist es nicht nöthig, daß dergleichen Töne erst durch ihre Bedeutung auf den Verstand, oder durch die Vergesellschaftung (Association) der Vorstellungen auf die Einbildungskraft wirken, und von dort erst ihren Weg in das Gebiet der Empfindung nehmen. Es ist bekannt, daß musikalische Töne, die gar keinen deutlichen Gedanken ausdrücken, selbst dann, wenn jemand sie zum erstenmale hört, folglich noch keine Vergesellschaftung der Ideen dabei Statt finden kann, einen mächtigen, oft unwiderstehlichen

Schrie der Gatte z. B. vor Freuden auf, so würde die Gattin sich plötzlich durch diesen Ton erschüttert und hingerissen fühlen, in sein Freudengeschrei mit einzustimmen, oder die Regung ihres Herzens auf eine andre Weise an den Tag zu legen. Ihr eigenes Gefühl würde sie mit der Wirksamkeit eines solchen Lautes bekannt machen; und sie würde in Zukunft denselben als ein, durch ihre Erfahrung bewehrtes, Mittel gebrauchen, wenn sie theilnehmende Freude bei dem Gatten erwecken wollte. Eben so würde auch dieser durch die Wirkung, die sein Geschrei auf sie gemacht hätte, belehrt werden, daß er durch seine Stimme in den Stand gesetzt würde, ihr seine Empfindungen mitzutheilen, und würde sich dieses Mittels öfters bedienen.

Eindruck auf den Zuhörer machen. Um mir diese Erscheinung zu erklären, nehme ich an, daß die Erschütterung, welche durch gewisse Töne in den Gehörwerkzeugen, und vermittelst dieser in dem Nervensystem hervorgebracht wird, eine Aehnlichkeit mit der Erschütterung habe, die durch gewisse Empfindungen in dem Nervensysteme erregt wird, daß folglich wegen der genauen Verbindung, in welcher eine gewisse Art von Empfindungen mit einer gewissen Art von Erschütterung der Nerven steht, jene geweckt wird, so oft diese in dem Körper vorgeht. Doch dies nur beiläufig; vielleicht bietet sich mir eine andere Gelegenheit dar, hierüber ausführlicher zu reden!

Hätten sie bereits zum Zeitvertreib dann und wann einen Schall, den sie hörten, nachgemacht, so würden sie bald inne werden, daß sie durch denselben die Vorstellung von den schallenden Gegenständen in einander erregen könnten; und diese Bemerkung würde sie darauf leiten, überall die Laute, die sie nachmachen könnten, wahrzunehmen, und den nachgemachten Laut, als ein Zeichen des Gegenstandes zu gebrauchen. Noch wäre freilich diese Sprache nicht nur sehr arm, sondern auch sehr unvollkommen; denn sie enthielte weiter nichts, als etwa einen Ton, vermittelst dessen der eine die Aufmerksamkeit des andern auf sich zöge, dann die leidenschaftlichen Töne, die meistentheils nur ein einfaches Aufschreien wären, und endlich die nachgeahmten Naturlaute, die zwar schon mannigfaltig seyn könnten, aber doch nur dienten solche Dinge zu bezeichnen, die irgend etwas Hörbares an sich hätten. Eine Zeitlang würden sie sich vielleicht damit begnügen, und die Geberdensprache da zu Hülfe nehmen, wo es darauf ankäme, sichtbare Gegenstände anzudeuten; wie wir es noch an Personen sehen, die sich in einer Sprache unterhalten, in der sie nicht alles zu benennen wissen. Allmählig aber würde der Reichtum der Sprachlaute unter dem öfteren Gebrauche zunehmen. Ihre Aufmerksamkeit

würde immer mehr darauf geleitet werden, an den Dingen etwas Hörbares zu entdecken. Sie würden z. E. die Nachahmung des Schalls, den ein Stein macht, welcher auf die Erde fällt, als ein Zeichen des Steines, an dem sie sonst nichts Hörbares entdeckten, gebrauchen können. Auf eine ähnliche Weise würden sie etwa einen Berg, oder irgend einen andern Ort durch einen Ton bezeichnen, den sie zufällig dort von einem unbekannten Thiere gehört, oder selbst im Erstaunen, im Schrecken und dergleichen hervorgebracht hätten. Ein neues Mittel, den Vorrath der Sprachlaute zu vermehren, könnte die Zusammensetzung der leidenschaftlichen und nachgeahmten Töne seyn; und darauf würde nicht nur das Bedürfniß, Vorstellungen, die eine solche Bezeichnung verlangten, auszudrücken, sondern auch oft der innere Drang, sich einander mit zu theilen, um desto eher leiten, da sie schlechterdings bei ihrer großen Armuth an Sprachlauten vielfache Versuche machen müsten, einen größeren Reichtum an Zeichen zu gewinnen. Ich stelle mir vor, daß sie sehr bald müde werden müsten, die Lücken, welche aus dem Mangel an bezeichnenden Lauten in ihrer Unterhaltung entstünden, durch Geberden auszufüllen. Die Leidenschaft (und je uncultivierter der Mensch ist, desto leidenschaftlicher sind alle seine Vorstellun-

gen!) bricht gern in Töne aus; und sie wird ungleich lieber den ersten besten Laut, unbesorgt, ob er von dem andern verstanden werde, hervordrängen, als mitten im Strohme ihres Ergusses inne halten, und sich durch eine verständlichere Geberde erklären. Der Zuhörer wird entweder aus dem Zusammenhange den neuen Laut verstehen, oder Erklärung fordern. Hat er denselben verstanden, so wird er ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder anwenden, wenn er aber seinem Gedächtniß entwischt, oder ihm nicht gefällt, so wird er in einem vorkommenden Falle selbst eine Erfindung wagen, und sie ihrem Schicksale überlassen.

Auf diese Art werden zwar eine beträchtliche Menge von Tönen in Gebrauch kommen; aber sie werden hauptsächlich aus Selbstlautern bestehn. Alle leidenschaftlichen Töne sind bloße Selbstlauter, die höchstens einen Hauch, den wir in der Schrift durch ein H oder Ch ausdrücken, bei sich haben. Eben so sind auch die meisten Naturlaute bloße Vocale, und wo sie auch etwas ähnliches mit den Consonanten der Sprache haben, da sind doch diese Consonanten, oder Mitlauter, äußerst unbestimmt. Man hört unzählige Töne von Thieren, und von fallenden oder brechenden Körpern, die man eben sowohl durch mehrere mit Selbstlautern abwech-

selnde N, als durch L, oder durch R, und sogar durch T ausdrücken könnte. Das Zischen läßt sich mehrentheils eben so gut durch ein S als durch ein Sch ausdrücken. Das Brummen kann man mit geschlossenem und mit offenem Munde nachmachen. Mit einem Worte, die Mitlauter sind ungleich weniger in diesen Tönen bestimmt, als die Selbstlauter; und nicht leicht werden unter den erstern die Lippenbuchstaben, als B, P, M, von rohen Menschen gebraucht werden; denn so leicht es sogar unsern Kindern wird, dieselben auszusprechen, so wenig wird sich der Mensch, der von der Leidenschaft in Gluth gesetzt ist, aufgelegt fühlen, den für den Ausbruch seiner Empfindungen geöfneten Mund einen Augenblick zu schließen, um ein B, P, oder M hören zu lassen. Einige Articulation wird indessen auch in den früheren Anfängen einer eben gebildeten Sprache, als Erforderniß zur Nachahmung der Naturlaute nothwendig seyn; und einige Consonanten werden sich gleichsam von selbst einfinden. Denn die Consonanten sind nichts anders, als der Laut, den wir hören, wenn die Sprachwerkzeuge bei der Aussprache eines Vocals eine verschiedene Lage annehmen, wodurch der fortgehende offene Schall des Vocals unterbrochen, und also der fortschallende Ton gleichsam in mehrere

Glieder abgetheilt (d. h. articulirt) wird. Es ist an und für sich beschwerlich, mehrere Vocale hinter einander auszusprechen, und ungeübte Organe werden von selbst unvermerkt zwischen den Uebergang von einem zum andern einen von denen Consonanten setzen, die durch eine sehr einfache Bewegung der Organe hervorgebracht werden, als h, j, g, t, l, n. Noch jetzt hören wir von den gemeinen Leuten alle Namen, die sich mit ius endigen, so aussprechen, daß sie zu ihrer Erleichterung die beiden aufeinander folgenden Vocale durch ein j verbinden und ijus sagen. Aus den erstern Tönen o-o, a-a, a-i, e-e ꝛc. hätten also sehr bald die Wörter oho, ala, aji, ete ꝛc. entstehen können; und wenn jene ersteren bereits eine festgesetzte Bedeutung hatten, so konnte man entweder diese letzteren ganz an die Stelle derselben setzen, oder sie auch als neue Zeichen für Dinge gebrauchen, die mit der Bedeutung der erstern einige oder auch gar keine Aehnlichkeit hatten.

Man wird vielleicht glauben, daß der Vorrath von Wörtern, der aus den wenigen Vocalen und eben so wenigen Consonanten geschaffen werden konnte, nicht sehr groß gewesen seyn könne. Allein theils blieb das Hülfsmittel übrig, sobald man die Zahl der ein- und zweisylbigen Wörter erschöpft

fand, drei- und mehrsylbige zu bilden, da denn mit jeder hinzukommenden Sylbe der bereits vorhandene Reichthum verdoppelt, ja zwei drei- vierfach vermehrt werden konnte, je nachdem man die neu hinzukommende Sylbe vorn, in die Mitte, oder ans Ende setzte; theils muß man auch erwägen, daß die ersten Redenden gewiß nicht bloß unsere fünf Vocale, und die zwischen denselben liegenden Töne å, ô und ů, sondern noch eine Menge von Mitteltönen hatten. Noch bis jetzt finden wir in den Sprachen der Wilden Vocale, die sich durch unsere Schrift gar nicht ausdrücken lassen; so wie sie auch Consonanten haben, die von den Europäern weder nachgesprochen noch geschrieben werden können. Erst wenn ein Volk die Buchstaben bei sich einführt, ist es zum Behufe derselben genöthigt, manche Unterschiede, die es in der Aussprache machte, aufzugeben, weil sie durch die Schrift nicht dargestellt werden können; wenigstens verlieren sich diese Unterschiede dann allmählig von selbst. Was nicht recht wie e, und nicht recht wie i, nicht recht wie l, und nicht wie r klang, sondern einen Mittelton hatte, wird entweder mit einem e, oder mit einem i, mit einem l oder r geschrieben, und endlich auch so gesprochen. Manche von solchen Tönen leben indessen, troz der Schrift, noch in

der Aussprache fort; wovon der im Englischen durch ein th bezeichnete Consonant, und in Obersachsen der Laut des Sp und st zu Anfange einer Sylbe zum Beispiel dienen können.

Dies führt mich zugleich auf die Beantwortung eines Einwurfs, den man der vorherigen Betrachtung entgegen stellen könnte: nemlich daß, wenn die Sprachen den angegebenen Ursprung hätten, die meisten, wo nicht alle, Wörter ihr ursprüngliches Gepräge noch an sich tragen, und den natürlichen Laut der Dinge nachahmen müßten, welches doch offenbar nicht Statt hat. Was hat das deutsche Katze, das Lateinische *felis*, das Französische *Chat*, das Englische *Cat*, das Italienische *gatta*, das Griechische Ailuros mit dem Miau gemein, wornach man wahrscheinlich zuerst dies Thier benannt haben möchte? Allein man muß erwägen, daß wir jetzt von dem Ursprunge der Sprachen sehr weit entfernt sind, daß selbst die uns bekannten Sprachen der Wilden schon durch eine Reihe von Jahrhunderten von Mund zu Munde gegangen sind, und damit ungemein viel von ihrem ursprünglichen Gepräge verloren haben müssen; und daß in einem Worte, sobald man einmal einen gewissen Begriff mit demselben verknüpft hat, ohne weiter darauf zu sehen, in wiefern zwischen dem Laute dessel-

ben und der bezeichneten Sache eine Aehnlichkeit Statt findet, dieser Laut durch tausend Zufälligkeiten verändert werden kann, ohne daß es dadurch an seiner Bedeutsamkeit verliert. Hiernächst giebt es in der That auch noch in allen Sprachen Wörter genug, denen man hinlänglich auf die Spur kommen kann, um sich zu überzeugen, daß sie ursprünglich durch ihren Laut die bezeichnete Sache mahlen sollten *). Und ungleich mehr würden wir dies

*) Da es immer noch einen beträchtlichen Theil des Publikums giebt, dem es etwas Lächerliches zu haben scheint, der Abstammung der Wörter bis zu sehr entfernten Wurzeln oder Seitenästen nachzuspüren: so will ich mich hier mit dem Ansehen eines Namens wapnen, für den auch der minder philosophische Kopf Achtung zu haben pflegt. Folgende Stelle ist Auszugsweise aus den Nouveaux Essais sur l'entendement humain von Leibnitz übersetzt: (S. Oeuvres philosophiques de feu Mr. de *Leibnitz* par *Raspe*, p. 239 u. f.) „Das „lateinische Wort coaxare, welches das Geschrei „der Frösche andeutet, hat Aehnlichkeit mit dem „deutschen Quaken. Nun scheinet es, daß das „Geräusch dieser Thiere das Wurzelwort vieler „andern deutschen Wörter veranlaßt hat; denn „da diese Thiere sehr viel Geräusch machen, so „benennt man noch heut zu Tage verkleinerungs„weise einen Menschen, der viel und nichts Be„deutendes schwatzt, einen Kakeler (Quakeler); „wahrscheinlich aber ward ehedem Quaken in

finden, wenn man früher angefangen hätte, auch die rohen und barbarischen Sprachen mit den ausgebildeteren Mundarten der Europäer und Asia-

„einem guten Sinne genommen, so daß man alle
„Arten von Tönen, die mit dem Munde hervor-
„gebracht wurden, die Worte selbst nicht ausge-
„nommen, darunter verstand. Und da dieses Ge-
„schrei der Thiere ein Zeichen des Lebens bei ih-
„nen ist, da man daraus, ehe man sie sieht, ab-
„nimmt, daß es dort etwas Lebendiges gebe; so
„hieß daher im alten Deutsch Queck das Leben,
„oder das Lebendige, wie sich aus den ältesten
„Schriften ergiebt, und wovon sich noch Spuren
„im Quecksilber und in erquicken finden. Auch
„nennt man im Niederdeutschen Quäken gewisses
„Unkraut, welches gleichsam lebendig ist und
„läuft (wie man sich ausdrückt), denn es breitet
„sich ungemein schnell über die Felder aus; und
„im Englischen heißt *quikly* lebhaft. — Es scheint
„ferner, daß die Deutschen, die Celten und an-
„dere mit ihnen verwandte Völker den Buchsta-
„ben R gebraucht haben, um eine heftige und
„dem Laute dieses Buchstaben ähnliche Bewegung
„anzudeuten. Diesen Anschein hat es wenigstens
„mit dem griechischen Worte rheo (ῥέω) und
„dem gleichbedeutenden deutschen rinnen, auch
„dem Worte rühren, und dem Namen Rhein,
„Rhone, Roer. Etwas ähnliches haben Rad,
„rauschen, recken, woher reichen, erreichen,
„kommt, und davon der Rick die Rige (Reihe)
„im Plattdeutschen, womit wieder das lateini-
„sche *regula* und *regere* verwandt ist. Reck hat

ten zu vergleichen. Noch jetzt haben die Gelehrten, die sich damit beschäftigt haben, ihren Fleiß durch

„ursprünglich eine lange, weit ausgedehnte Per„son oder Sache, sonderlich einen Riesen, nach„mals einen mächtigen Mann bedeutet, daher „auch noch das deutsche reich, das französische „*riche*, und das spanische *ricco*. Man sieht hier„aus zugleich, wie mittelst einer Figur die Bedeu„tung der Wörter von einer Sache auf die andere „übergegangen ist, ohne daß man immer im „Stande ist, die Spur zu verfolgen. Man fin„det dies Geräusch oder diese gewaltsame Bewe„gung auch in dem Worte reißen, dem latei„nischen *rumpere*, dem griechischen rhagnümi „(ῥάγνυμι), dem französischen *arracher*, dem „italienischen *stracoio*, welche alle damit verwandt „sind. So wie der Buchstabe R von Natur eine „heftige Bewegung ausdrückt, bezeichnet L da„gegen eine sanftere; auch sehen wir, daß die „Kinder und Andere, denen das R zu hart und „zu schwer auszusprechen ist, an dessen Statt ein „L setzen, z. E. del Littel. Diese sanftere Be„wegung erscheint im leben, laben, lind (lenis, „lentus), lieben, laufen (sich gleich dem Was„ser gleichförmig fortbewegen), legen, liegen, „womit wieder die lateinischen Wörter labi, lego, „luo (λύω), und das niedersächsische lien, sich „gleich dem Schnee auflösen (woher der Fluß „bei Hannover, der durch den schmelzenden Ge„birgsschnee anzuschwellen pflegt, die Leine heißt), „verwandt sind."

„Es giebt noch eine unzählbare Menge ähnli„cher Benennungen, die zum Beweise dienen,

höchst interessante Bemerkungen belohnt gesehen, ungeachtet sich bei der großen Wandelbarkeit leben:

„daß etwas Natürliches beim Ursprunge der Spra-
„chen zum Grunde liegt, und daß es eine Bezie-
„hung zwischen den Sachen und den Tönen und
„den Bewegungen der Sprachwerkzeuge giebt.
„Eben darum ist auch der Buchstab L, wenn er
„einem Worte angehängt wird, das Verkleine-
„rungszeichen bei den Lateinern, Halblateinern
„und Deutschen. Jedoch muß man nicht verlan-
„gen, daß sich überall dasselbe finden solle; denn
„Löwe (*leo*), Luchs (*linx*), *lupus* (Wolf), be-
„zeichnen nichts Sanftes. Allein man kann bei
„diesen Wörtern auf irgend einen Nebenumstand,
„bei diesen Thieren z. E. auf ihre Geschwindigkeit
„(Lauf) gesehen haben. Vielleicht wollte auch
„Einer den Andern beim Anblick eines solchen Thie-
„res warnen, und rief ihm zu: lauf! Dergleichen
„Voraussetzungen kann es unzählige geben!"

Die Abstammung des französischen Wortes: Oeil, und seine Verwandtschaft, so wie Leibnitz solche a. a. O. darstellt, ist so reich an schönen Bemerkungen, daß ich sie meinen Lesern unmöglich vorenthalten kann. „Ich muß damit," sagt er, „ein wenig weit ausholen." Zu dem ersten Buchstaben des Alphabet's A darf man nur am Ende ein H setzen (Ah), so entsteht ein gelinder Hauch, der Anfangs stärker ist, und am Ende allmählig verschwindet. Kein Wort ist von Natur bequemer, zum Zeichen eines gelinden Hauches zu dienen, als eben dies Ah. Eben darum wird auch dies Ah in verschiedenen Sprachen, mit geringerer oder größe-

der Sprachen mit jedem Jahrhundert mehr das ursprüngliche Gepräge derselben verliert.

rer Abänderung, gebraucht, um das Hauchen auszudrücken, z. E. in ἄω (ao), *aër*, *aura*, Hauch, *halare*, *haleine*, ἄτμος (atmos), Athem. Da aber auch das Wasser, gleich der Luft, flüssig ist, so scheint man eben den Ton auch für dies Element gebraucht zu haben; nur daß man ihn verstärkt hat, um dem größeren Geräusche des Wassers näher zu kommen: Aha, Ahha. Die Celten haben den Ton noch mehr verstärkt, und ihm überdies ihr W vorgesetzt, woher die Wörter: wehen (und von diesem Wind), Waten, *vadum*, und Water (Wasser) kommen. Aha scheint indessen eine Art von Wurzelwort zu seyn, welches Wasser andeutet. Die Isländer, die noch vieles von den alten Scandinaviern haben, vermindern den Hauch, und sagen bloß Aa; andere Völker haben ihn noch mehr verstärkt, wie in dem Worte Aken, im Lateinischen *Aqua*, im Altdeutschen Ach, welches in der Zusammensetzung Wasser bedeutet, z. E. in den Namen: Schwarzach (schwarzes Wasser), Biberach (Biberwasser, Biberstrohm), und statt Weser (Wiser) sagte man ehedem Wiserah und Wiserach, woraus die Lateiner *Visurgis* gemacht haben, wie aus Iler, Ilerach, *Ilargus*. Die Franzosen haben aus *aqua*, *aigues*, *auue*, endlich *eau*, gemacht, welches sie *O* aussprechen, so daß nichts mehr von dem alten Ursprung merklich bleibt.

Aue, Auge heißt bei den Deutschen jetzt ein Ort, den das Wasser häufig überschwemmt, und der dadurch zur Viehweide geschickt wird; ein wasser-

Wenn sichs aus dem vorhergehenden begreifen läßt, wie die Menschen zu allerlei Tönen gekommen

reicher Ort, eine Weide; aber insbesondere versteht man darunter eine Insel, wie im Namen des Klosters Reichenau und vielen andern. Und dies muß bei vielen Altdeutschen und Celtischen Völkern Statt gefunden haben, denn daher ist es gekommen, daß alles, was in einer Art von Fläche abgesondert liegt, ein Auge, (oge) oculus heißt. So nennt man die einzelnen Oeltropfen, die auf dem Wasser schwimmen, Augen; und bei den Spaniern heißt *Ojo* ein Loch. Aber Vorzugsweise hat man das Wort Auge, *Ooge*, occhio, oculus (welches noch das verkleinernde l hat,) von dem menschlichen Auge gebraucht, weil dies ein auffallendes, reizendes Loch im Angesichte ist; und ohne Zweifel kommt auch das Französische *Oeil* daher, nur daß man dessen Abstammung nicht wieder erkennt, wofern man nicht die Geschlechtstafel so weit hinauf verfolgt, wie ich es hier gethan habe; und es scheint, daß das Griechische Omma und Opsis (ὄμμα, ὄψις) aus eben dieser Wurzel entsprossen ist. Oe oder Oeland ist bei den nördlichen Völkern eine Insel, und es giebt davon sogar Spuren im Hebräischen, wo Ai eine Insel heißt. Bochart glaubt, daß die Phönicier das Aegeische Meer, mit diesem Namen genannt haben, weil es voller Inseln ist. Auch das lateinische Augere (vermehren) kommt von Aue oder Auge, das heißt vom Ergießen des Wassers, wie bei den alten Sachsen coken oder auken vermehren hieß, und der Titel des Kaisers, Augustus, durch Ooker übersetzt ward.

sind, aus denen sie nachmals eine Sprache gebildet haben: so entsteht nun die Frage, was sie mit diesen Tönen werden bezeichnet haben. Und ich antworte: natürlicher Weise nichts anders, als was sie dachten. Sie sahn Gegenstände, sie empfanden Veränderungen, sie nahmen Beziehungen der Dinge auf einander wahr, sie fühlten Begierden und Abneigungen in sich, sie wollten einander davon benachrichtigen, und versuchten es, so gut sie konnten. Da aber ihre Vernunft nur geweckt, und noch nicht gebildet war; da es ihnen hauptsächlich noch an einem Mittel fehlte, ihre Vorstellungen zu zergliedern, die einzelnen Bestimmungen derselben von einander zu sondern, und festzuhalten: so konnten sie auch alles nur im Ganzen ausdrücken, wie sie es im Ganzen dachten.

Ich will mich durch ein Beispiel verständlicher machen. Wir haben Eichen, Kiefern, Birken, Erlen, Kirschbäume und dergleichen viele gesehen; wir haben das, was ihnen allen gemein ist, wahrgenommen, und haben es vermittelst des Worts Baum in einen allgemeinen Begriff zusammengefaßt. So oft wir dies Wort hören, ist in uns eine verworrene Vorstellung von allen Merkmalen, an denen wir diese Art Gewächse nicht nur von dem Thier- und Steinreich, sondern auch von den Ge-

sträuchen

sträuchen und Kräutern unterscheiden; und wir denken dabei nicht an diejenigen Merkmale, die wir an den verschiedenen Arten von Bäumen, welche wir kennen, gefunden haben; nicht an den starken Stamm der Eiche, nicht an die Nadeln der Kiefer, nicht an die weiße Rinde der Birke, nicht an den sumpfigen Boden, worin die Erle wächst, nicht an die Frucht des Kirschbaums u. s. w. Wir abstrahieren, wie man in der Sprache der Philosophen sagt, von den besondern Merkmalen der Arten, und halten uns bloß an dem, was ihnen allen gemein ist. Und dieses Zusammenfassen dessen, was ihnen allen zukommt, so wie die Absonderung dessen, was die einzelnen Arten bestimmt (die Abstraktion,) geschieht vermittelst des Wortes Baum. Nun denke man sich ein Kind, das in einer Stadt erzogen wäre, und nun zum erstenmale einen Baum, und zwar einen Kirschbaume sähe. Wenn man ihm sagte, dies ist ein Baum: so würde es unter diesem Worte alles zusammenfassen, was es an demselben bemerkte. Es würde sich unter einem Baume genau diesen Kirschbaum denken, und eine Eiche, die es etwa nachmals sähe, gewiß nicht auch einen Baum nennen. Es ist in der That gar nichts seltenes, daß Kinder eine solche Verwechselung der Begriffe machen. Ich kannte einen Knaben, der sich unter einem Schul-

halter durchaus gerade so einen langen, hagern, mürrischen, kleinäugigten Mann dachte, wie der, bei dem er in die Schule ging; und ein anderer, der von einem Manne, Namens Meinhelf war unterrichtet worden, sagte biß in sein sechstes Jahr, wenn man ihn fragte, was er werden wollte: ich will ein Herr Meinhelf werden. Sogar Erwachsenen geht es eben so, wenn sie von einer Art von Dingen nur ein Einzelnes kennen: sie knüpfen alle eigentümlichen Merkmale dieses Einzelnen an den Gattungsbegriff. Ein Beispiel davon finde ich unter andern in dem, was Jacobson in seinem technologischen Wörterbuche, vom Carillon sagt*). Bekanntermaßen heißt im Französischen ein jedes

*) Der Artikel heißt (im zweiten Theile S. 364) also: „Karillon (Musikus) ein musikalisches Instrument, welches aus porzellanenen Bechern und „Schalen zusammengesetzt ist, und vier Oktaven „hat. Es besteht aus einem tischähnlichen Gestelle auf vier Füßen, 3½ Elle lang und eine halbe „Elle breit. Auf diesem Tische sind von Brettern zwei Stockwerke terrassenartig über einander „angebracht, und auf dem einen Ende auf dem „zweiten Brette, noch ein kleines drittes Gestell „aufgesetzt. Auf diesen Stockwerken stehen nun „die porzellanenen Geschirre, auf jedem eine Oktave; auf dem obersten die kleinsten Becher, und „so nehmen sie nach unten an Größe zu. Die drei „obersten Reihen sind becherähnliche Geschirre,

Glockenspiel Carillon; und eben so bekanntlich wird dergleichen an Thurm- Wand- und andern Uhren sehr häufig, mit unendlichen Abänderungen angebracht. Hieran erinnerte sich Jacobson nicht, als er diesen Artikel niederschrieb; bei ihm bezeichnete

„auf dem untersten Raum aber stehen Schalen wie
„halbe Glocken, und zwar so gestellt, daß unten
„einfache, über zwei und zwei aber wieder ein dop-
„peltes oder ein kleineres in ein größeres gesetzt
„steht. Alle Geschirre sind mit ihrer Oefnung
„nach oben gekehrt, und der Boden wird in der
„Mitte mit einer eisernen Spille durchbohrt, wel-
„che in dem Gestelle steckt, und die Geschirre also
„unbeweglich trägt. Das ganze Instrument ist
„zwei Ellen hoch, und wird mit sechs Zoll langen
„hölzernen mit Scharlach überzogenen Stöckchen
„gespielt, indem der Spieler mit beiden Händen
„mit diesen Stöckchen an die Becher und Scha-
„len anschlägt, und seine Töne sucht. Es ist ein
„der Harmonika sehr ähnliches Instrument. Nur
„Schade, daß es in einem Brande in Stade den
„18ten Februar 1767 bei Abbrennung eines Hau-
„ses mit ein Raub der Flammen geworden ist;
„weil es nicht so leicht wieder herzustellen ist, da
„die Becher und Schalen in der Porzellanfabrike
„zu Meißen mit vielen Kosten und großer Mühe
„verfertigt wurden, so daß es schwer halten würde,
„diese Geschirre nach ihren verschiedenen Tönen
„wieder hervor zu bringen; zumal wenn es nur
„die gedachte Größe haben sollte. 1740 ward es
„auf Kosten des damals lebenden Ministers, Gra-

also das Wort Carillon genau das musikalische Instrument, mit allen in dem angeführten Artikel beschriebene Merkmahlen, biß auf den Brand in Stade am 18ten Febr. 1767; dagegen bei allen Menschen, die mehrere Glockenspiele kennen, und wissen, daß dieselben auf Französisch Carillons heißen, dies Wort einen allgemeinen Begriff ausdrückt, an welchem weder Größe des Gestells, noch Ort und Zeit der Verfertigung und der Zerstöhrung bestimmt ist.

Der Wilde, welcher erst jetzt eine Sprache erfindet, ist in dem Falle, daß er nur allmählig zu allgemeinen Begriffen kommen, folglich auch mit seinen ersten Wörtern keine andere, als sehr bestimmte Begriffe ausdrücken kann. Er wird daher zwar Gegenstände benennen; aber weit entfernt seyn, die Eigenschaften derselben durch eigene Wörter auszudrücken, sondern sie alle mit einem Namen zusammen fassen, so wie er sie in seiner Vorstellung zusammen begreift. Er wird z. E. einen großen, schattigen Baum mit breiten Aesten durch ein einzi-

„fen von Brühl, in Dresden von den beiden jetzt „in Berlin lebenden Tonkünstlern, Herren Kummer und Patzig erbauet, und unter ihrer Anordnung die Becher verfertigt, welche es auch nur „allein spielen können.

ges Wort bezeichnen, und einen kleinen, frucht-tragenden Baum mit dünnen kurzen Aesten wieder durch ein anderes, aber auch nur einziges, Wort. Er wird vielleicht, was wir mit den drei Wörtern „ich will haben" ausdrücken, mit einem einzigen Worte sagen, und für die Frage: „willst du haben?" auch nur ein einziges, von jenem ganz verschiedenes, Wort gebrauchen. Eben so hat er höchst wahrscheinlich verschiedene aber lauter einzelne Wörter für ganze Vorstellungsreihen, die wir in gebildeten Sprachen durch ganze Sätze ausdrücken. Was wir mit folgenden acht Wörtern sagen: „das „Gewitter hat einen großen schattigen Baum „zerschmettert," das drückt er vielleicht mit zwei einfachen Lauten aus; denn alles, was seine Sinne auf einmal rührt, drängt sich auch in seiner Phantasie in ein einziges Bild zusammen; und ungeachtet er sich einer Mannigfaltigkeit in zusammengesetzten Vorstellungen bewust wird, so ist er doch nicht im Stande, die einzelnen Bestandtheile des ganzen Bildes von einander zu sondern, und sie gleichsam nach und nach aufzuzählen.

So viele Merkmale eines Gegenstandes indessen der Wilde auch mit einem Worte zusammen fassen möge, so wird er doch immer zugleich eine beträchtliche Menge derselben zurück laßen, das heißt, da-

von abstrahieren müssen. Wollte er das nicht, so müste er jedem Dinge, jedem Baume, jeder Pflanze, jedem Thiere, jedem Steine einen eigenen Namen geben; und dies würde nicht nur eine unendliche Menge von Wörtern erfordern, die er weder erfinden noch behalten könnte, sondern es würde ihm auch zu gar nichts nützen; denn für jeden Andern, der das mit einem eigenen Namen benannte Ding nicht kennete, würde derselbe ein völlig leerer, nichts ausdrückender Ton seyn. *) Er wird also an den Gegenständen nur einige der wichtigsten Merkmale, und zwar eben diejenigen auffassen, die er vornehmlich der Vorstellung dessen, mit dem er redet, nahe bringen will. Er wird ihm z. E. sagen wollen: „ich habe einen Baum mit vielen rei-

*) Der eigene Name einer Person, einer Stadt, eines Flusses und dergleichen faßt alle Merkmale dieser Person, dieser Stadt, dieses Flusses zusammen; er erweckt also das allerbestimmteste Bild davon; aber nur bei dem, der den benannten Gegenstand kennt. Wer ihn nicht kennt, erfährt durch den Namen auch schlechterdings nichts von demselben. Wenn mir jemand einen Unbekannten vorstellt, und nennt mir bloß seinen Namen, so bleiben mir alle Fragen, die ich seinethalben thun könnte, völlig unbeantwortet; ich weis weder, was er für ein Amt oder Geschäft hat, noch wo er her ist, noch was ich mir von ihm zu versehen habe rc. rc.

sen Früchten gefunden;" und wird dazu zuvörderst ein Wort gebrauchen, welches den Begriff, „ich habe gefunden" ausdrückt, und dann ein anderes, welches einen Baum mit vielen reifen Früchten bezeichnen soll. Dies letztere Wort (wir wollen es einmal Allata heißen lassen!) faßt freilich eine Menge von Merkmahlen zusammen; es setzt aber doch schon Abstraction voraus; denn es drückt nichts von der Höhe des Baums, von seinen Aesten, seinen Blättern, seinem Standorte u. s. w. aus. Nehmen wir an, daß die Gattin das Wort Allata zum erstenmale hört, so wird sie natürlicher Weise nicht wissen, was es bedeuten soll. Der Gatte aber nimmt sie bei der Hand, führt sie zu dem Baume, und wiederholt das Wort. Sogleich betrachtet sie es als den eigenen Namen dieses einzelnen Baumes, und knüpft das ganze Bild desselben an das Wort Allata. Das nächste Mal, da sie eben das Wort wieder hört, aber eine Verschiedenheit zwischen dem jetzt und dem zum erstenmale so benannten Baume bemerkt, sondert sie von ihrer Vorstellung das, worin diese Bäume verschieden sind, ab. Der Gatte nennt mit der Zeit immer mehrere Bäume mit eben diesem Worte, und zwar findet sich unter denselben eine große Verschiedenheit: der eine ist hoch, der andre niedrig, der eine hat

viele, der andere wenige Aeste, der eine hat grosse, der andere kleine Blätter, der eine steht im Dickigt, der andere auf einem freien Platze u. s. w. Hieraus wird es ihr bemerkbar, daß Allata von diesem allen nichts ausdrücken solle; und so sucht sie auf, was allen jenen Bäumen gemein ist. Sie findet, daß sie alle viele reife Früchte haben, und legt folglich diese Vorstellung dem Worte unter. Dies ist die Art, wie noch jetzt unsere Kinder dazu kommen, die Bedeutung der Wörter zu fassen, die sie von den Erwachsenen hören. Man sieht aber daraus zugleich, wie ein Wort theils bei dem, der es zuerst gebraucht, Abstraction voraussetzt, theils den, der es hört, zur Abstraktion leitet. Wahrscheinlich würde unser Wilder, wenn er seiner Gattin erzählen wollte, daß er einen Baum mit wenigen reifen Früchten gefunden habe, wieder ein einziges, aber ganz anderes Wort, und wenn er sagen wollte, daß er einen mit vielen aber unreifen Früchten gefunden habe, abermals ein anderes, jedoch auch nur ein einziges Wort gebrauchen; und sie würde durch die Zusammenstellung mehrerer Fälle den Sinn derselben errathen. Es würde indessen bald der Fall kommen, daß er bloß eine reife oder unreife Frucht benennen wollte. Dazu könnte er keines von jenen Wörtern gebrauchen, weil sie zugleich die Vorstellung

vom Baum, von viel, oder von wenig enthielten. Er müßte also ein neues Wort erfinden; und würde bald die Bemerkung machen, daß der damit ausgedrückte Begriff auch schon in jenen Wörtern enthalten wäre. Eben dies würde ihm mit unzähligen andern Ausdrücken und Begriffen begegnen; und so würde er eine Fertigkeit erhalten, nicht nur Vorstellungen, die er sich sonst bloß im Ganzen gedacht hatte, Theilweise zu denken, sondern auch sehr zusammengesetzte Begriffe in einzelne Merkmahle zu zergliedern. Es kann seyn, daß ein einzelnes Paar Menschen ihre ganze Lebenszeit hindurch mit einem sehr geringen Vorrath von Wörtern ausreichte, und in der Kunst zu abstrahieren nur schwache Fortschritte machte. Aber ihre Kinder würden die angefangene Arbeit unausbleiblich mit größerer Leichtigkeit fortsetzen. Sie würden schon früh durch den Gebrauch gewisser Wörter gewöhnt, Merkmahle der Dinge, und Aehnlichkeiten zwischen denselben aufzusuchen. Sie würden aber auch durch ihre zunehmenden Bedürfnisse mehr gedrungen werden, sich mannigfaltigere Ideen einander mit zu theilen; und da sie unausbleiblich gewahr werden müßten, daß es eine große Bequemlichkeit ist, mit einem einzelnen Worte nicht vielerlei Eigenschaften zusammen zu fassen, sondern sie von einander zu sondern, und

jede mit einem eigenen Worte zu bezeichnen: so würden sie sich dieses Hülfsmittels immer fleißiger bedienen.

Die Bequemlichkeit, einem Andern seine Gedanken leicht und bestimmt mittheilen zu können, ist indessen bei weitem weder der einzige, noch der wichtigste Vortheil, der dem Menschen durch den Gebrauch der Wörter zuwächst. Ungleich wichtiger ist es, daß er durch sie in den Stand gesetzt wird, eine Menge von Vorstellungen zu erhalten, die er ohne sie durchaus nicht, oder doch nicht so leicht und gut, haben könnte. Mit Hülfe des Worts hebt er aus der ganzen Masse von Vorstellungen, die sich ihm mit einmal aufdringen, nach Gefallen die eine oder die andere heraus, hält sie gleichsam fest, und betrachtet sie besonders. Dadurch wird es ihm möglich, sich genauer davon zu unterrichten, sie weiter zu zergliedern, sie mit andern zu vergleichen, und sich ein neues Bild zusammen zu setzen. Mit Hülfe der Wörter ist er aber auch im Stande, eine Menge von Gegenständen auf einmal zu übersehen, und gleichsam das, was er an ihnen allen eben jetzt bemerken will, auf einen Blick wahrzunehmen, seine Vorstellungen zu ordnen, und sich von den mannigfaltigen Beziehungen, die sie unter einander haben, Rechenschaft zu geben. Der Unter-

schied zwischen einem, der reden, und einem, der nicht reden kann *), ist in Ansehung aller Begriffe fast derselbe, der zwischen einem, der zählen, und einem, der nicht zählen kann, in Ansehung der Größen Statt findet. Auch ohne zählen zu können, würde jemand die Begriffe von Eins, von Viel und von All haben. Sobald es aber auf die genauere Bestimmung einer gegebenen Größe ankäme, würde er in ein Labyrinth gerathen, woraus er sich nicht zu retten wüßte. Allenfalls würde er zwei, drei, vier, vielleicht fünf, und wenn es hoch käme, mit einiger künstlichen Hülfe, zehn Gegenstände zu übersehen im Stande seyn; eine noch größere Anzahl aber würde für ihn eine Menge seyn, von der er sich durchaus keinen Begriff zu verschaffen im Stande wäre. Mittelst des Zählens aber ist man vermögend, nicht nur den genauen Gehalt einer Menge von Dingen bestimmt anzugeben, und zusammenhängende Größen genau nach einem festgesetzten Maße auszumessen, sondern auch

*) Ich weiß sehr wohl, daß der, welcher nicht reden kann, sich mit Zeichen von anderer Art behelfen, und dadurch seiner Denkkraft zu Hülfe kommen könnte. Allein unter allen Zeichen, die dem Menschen zu Gebote stehen, ist sicher keines so gut und zu allen Diensten, welche die Vernunft bedarf, so geschickt, als Wörter.

die Verhältnisse mehrerer Größen unter einander zu finden. Eben so mit den Begriffen von den Eigenschaften der Dinge und ihren wechselseitigen Beziehungen! Der Eindruck, den die Beschaffenheiten der Dinge auf die Sinne machen, fließt so durchaus in Eins zusammen, daß es nicht möglich ist, irgend eine einzelne bestimmt fest zu halten, wofern dies nicht mittelst eines Zeichens geschieht. Zwar wird die Seele zwischen mehreren Gegenständen eine Aehnlichkeit wahrnehmen; aber diese Wahrnehmung wird immer nur etwas Verworrenes bleiben, und sich nie zu einem deutlichen Bewußtseyn, nie zu einer völligen Bestimmtheit erheben, wenn es nicht so etwas, wie ein Wort, giebt, woran sie geknüpft werden kann. Insbesondere wird es der Vernunft, ohne dies Hülfsmittel, unmöglich werden, viele Gegenstände mit einander zu vergleichen, und also die Vorstellung von irgend einer Eigenschaft der Dinge zu einer gewissen Allgemeinheit zu bringen; denn da sie genöthigt ist, bei jedem einzelnen Gegenstande ihre Zuflucht, wo nicht zu der wirklichen Empfindung, doch zu einem Bilde in der Einbildungskraft zu nehmen: so wird unausbleiblich die neue Empfindung, oder das neue Bild die vorhergehenden so sehr verdunkeln und verdrängen, daß alle Anstrengung ih-

rer Aufmerksamkeit nicht hinreicht, sich von denselben das wieder zu erinnern, worauf es bei der vorgesetzten Vergleichung eben ankommt. Ganz anders ist es, wenn ein Wort uns zu Hülfe kommt. Dies heftet die Achtsamkeit auf einen bestimmten Punkt; alles übrige an den Gegenständen aber, warauf das Wort nicht hinweiset, tritt gleichsam in den Schatten zurück, und hindert die Seele nicht, ihrer angefangenen Betrachtung nachzuhängen.

Um sich zu überzeugen, daß die Bilder, welche durch ein Wort in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, bei weitem nicht so lebhaft (gleichsam nicht so ausgemahlt) sind, als diejenigen, die wir uns von solchen Gegenständen machen müssen, welche wir nicht benennen können, darf man nur an einen Menschen denken, dessen Namen wir wissen, und dann an einen, den wir bloß gesehen haben, ohne zu wissen, wie er heißt, oder wer er ist. Den ersteren nennen wir, und werden uns kaum eines dunklen Bildes von ihm bewust; sobald wir aber von dem letzteren sprechen wollen, müssen wir uns unausbleiblich seine Gesichtszüge, seine Kleidung, den Ort, wo wir ihn sahn, und dergleichen in der Einbildungskraft ausmahlen, um ihn von andern unterscheiden zu können.

Noch augenscheinlicher wird dies, wenn man sich irgend eine Begebenheit ohne Worte, und wenn man sie sich unter Worten denkt. Man stelle sich z. B. den unglücklichen Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig vor, und versuche, so viel man kann, allen Gebrauch der Wörter dabei zu vermeiden. Unausbleiblich wird in diesem Falle jede Vorstellung, die in den Zusammenhang dieser Begebenheit gehört, in der Phantasie vollständig ausgemahlt werden müssen. Man wird sich ein Bild von dem Oderstrohme machen müssen, und um ihn von andern Flüssen zu unterscheiden, sich seinen Lauf und die Städte an seinen Ufern vorstellen. Diesen Strohm wird man sich nun weiter ausmahlen müssen, wie er den Damm durchbrochen hat, wie seine Wellen sich thürmen, wie sie durch die hinweggerissene Brücke fortschäumen und überall Gefahr drohen. Man wird genöthigt seyn, sich die Stadt Frankfurt lebhaft vorzustellen, und sie an irgend einem Merkmahle von andern Städten auszuzeichnen, etwa an ihrer Lage, oder an dem doppelten Thurme der Oberkirche, oder an den Messen, welche jährlich dort gehalten werden, oder an der Universität u. s. w. Man wird sich ein Bild von dem liebenswürdigen Prinzen machen, und um auch ihn von andern Herrn seines Standes und von seinen Brüdern

zu unterscheiden, sich entweder seine Person in der Phantasie ausmahlen, oder sich seines Stammhauses, seiner Geburtsstadt, oder etwa eines früheren merkwürdigen Zuges seiner Menschenliebe, seiner Herablassung, seiner Unerschrockenheit erinnern müssen. Und so mit einem jeden Gegenstande, der sonst noch in die Reihe der Vorstellungen von dem Tode des Herzogs gehört!

Ganz anders aber ist es, sobald wir diese Begebenheit mit Worten ausdrücken! Das Wort vertritt nun alle übrigen Merkmahle der Gegenstände, oder vielmehr es faßt sie alle zusammen, so daß wir uns bei dem gehörten Schalle nicht mehr bloß eines oder das andere von dem bezeichneten Begriffe, sondern alles vorstellen, was wir von demselben wissen. Das Wort ist, gleichsam die Schnur, woran alle uns bekannten Merkmahle des damit bezeichneten Gegenstandes angereihet sind, so daß dieselben sämtlich in Bewegung gerathen, sobald die Schnur gezogen wird; das heißt mit andern Worten, daß sie alle (wiewol mit verschiedenem Grade der Klarheit,) in der Seele erwachen, sobald wir das Wort hören. Wenn man mir in einem zusammenhängenden Gespräche, wo ich schnell von einem Begriffe zu dem andern forteile, die Stadt Frankfurt nennt, so denke ich an kein einziges von den oben angeführ-

ten Merkmahlen besonders, nicht an die Universität, nicht an die Messen, nicht an die Thürme, nicht an die Lage des Orts, sondern es entsteht bloß in mir eine Art von verworrener Vorstellung, in die alles, was ich von jener Stadt weis, zusammen fließt.

Da auf diese Art mit den Worten, kein so lebhaftes Bild in der Phantasie zu entstehen pflegt, als wenn man sich die Dinge ohne Worte denkt, so sind die durch Worte erregten Vorstellungen desto fähiger, von dem Verstande weiter bearbeitet zu werden. Die Seele klebt nun nicht bloß an einem oder dem andern Merkmahle, sondern hat gleichsam den ganzen Inbegriff derselben vor sich, so daß sie unter allen dasjenige herausheben kann, was gerade jetzt in die Reihe ihrer Gedanken paßt; und auch auf dieses Merkmahl, sobald es wieder mit einem Worte bezeichnet ist, wird die Seele nur in sofern gelenkt, als es die eben jetzt anzustellende Betrachtung erfordert. Alles was wir unter Worten denken, läßt daher der Vernunft desto mehr Ruhe, den ihr beliebigen Kreis von Vorstellungen zu durchlaufen, und sich Rechenschaft von dem Gange zu geben, den sie in ihren Betrachtungen genommen hat. Eine einzelne Idee füllt nun die Seele nicht mehr dergestalt aus, daß sie nicht schnell ihrer mehrere zusammen

sammen fassen, an einander ketten, in ihre Merkmahle zerlegen, aus denselben ein einzelnes hervor ziehn, und es nach Wohlgefallen beschauen könnte.

Da die Menschen anfingen, sich der Sprache zu bedienen, waren sie weit entfernt, sich diese Vortheile als das Ziel ihrer Bemühungen vorzusetzen; ja, sie konnten nicht einmal ahnden, daß sie durch ihre unvollkommenen Versuche im Sprechen zu einem so wichtigen Hülfsmittel der Ausbildung ihrer Vernunft gelangen würden. So wie sie aber in der Kunst, ihre Vorstellungen mit Worten zu bezeichnen, unvermerkt weiter kamen, fand sich die Erleichterung des Denkens von selbst. Sie abstrahierten, gaben ihren Begriffen einen bestimmteren Umfang, ordneten sie unter einander, verfuhren bei wiederkehrenden ähnlichen Fällen nach einerlei Regeln, und schufen sich mit der Sprache zugleich die ersten Grundlinien der Vernunftlehre, ohne sich des mindesten von der Methode bewußt zu werden, der sie folgten.

Eine geraume Zeit hindurch konnte der in ihrer Seele aufgeregte Hang nach Vorstellungen hinlängliche Nahrung in der Sinnenwelt finden. Noch kamen ihnen täglich neue Gegenstände vor die Augen, die sie betrachten konnten. Da aber die Hülfsmittel ihrer Erhaltung noch wenig gesichert und eben so

wenig vervielfältigt waren: so hatten sie nicht leicht Zeit genug übrig, um an den Dingen mehr als ihre Nutzbarkeit oder Schädlichkeit aufzusuchen. Zwar konnte es nicht fehlen, daß die Vernunft nicht ohne eine äußere Aufforderung, bloß durch die der Seele eingeprägten Gesetze des Denkens gedrungen, die ihr durch die Sinne zugeführten Eindrücke gleichsam im Stillen bearbeitet, und das Wie und Warum an den Dingen aufgesucht haben sollte; aber ihre Bemühungen konnten noch keinen sonderlichen Fortgang haben, weil ihr theils die nöthige Muße, theils eine hinlängliche Unterstützung von Seiten der Sprache fehlte. Diese letztere mußte immer um ein Beträchtliches hinter dem Grade der Ausbildung, den die Vernunft erlangt hatte, zurück bleiben; denn die Seele muß schon öfter gewisse Beschaffenheiten und Verhältnisse der Dinge wahrgenommen haben, ehe es für sie Bedürfniß wird, ein Wort für dergleichen Begriffe zu erfinden; und jene Wahrnehmung muß schon durch mehrmaliges Wiederkehren einige Bestimmtheit und Festigkeit erlangt haben, ehe die Bedeutung des Wortes einen genau bezeichneten Umfang erhalten kann.

Man denke sich indessen den Menschen, wie er ist, mit den wesentlichen Gesetzen seiner Denkkraft, durch die alle seine Vorstellungen gleich bei ihrem

Entstehen so gestellt werden, daß sie sich von selbst auf die oben S. 41 angeführten ersten Begriffe beziehen; man lasse ihn täglich neue Gegenstände und neue Wirkungen der Natur beobachten; man lasse ihn wenigstens an denen Dingen, die zur Befriedigung seiner Bedürfnisse unentbehrlich sind, seine Vernunft üben: wird er nicht, ohne es zu wollen, und selbst ohne es zu wissen, im Nachdenken einen Fortschritt nach dem andern machen? Es ist unmöglich, daß er nicht unter den tausendfachen Eindrücken seiner Sinne immer neue Aehnlichkeiten wahrnehmen sollte; unmöglich, daß er vielmahl eine Erscheinung immer auf die andere folgen sehen sollte, ohne die erstere als die Ursache von der letztern zu betrachten; unmöglich, daß er nicht versuchen sollte, auch in seine Rede einen ähnlichen Zusammenhang zu bringen, wie er ihn in seinen Vorstellungen findet.

Sogar zu dem Nachdenken über unsinnliche Gegenstände liegt mehr als Eine nahe Veranlassung für den Menschen in der Natur. Der Unterschied zwischen lebendigen und leblosen Dingen ist zu groß, und wird zu oft beim Anblick der Gegenstände um uns her sichtbar, als daß er nicht sehr früh sollte wahrgenommen worden seyn. Unstreitig hefteten die Menschen den Begriff des Lebens gleich Anfangs

an den Begriff der Bewegung. Was sich bewegte dachten sie sich als lebendig, und leblos hieß bei ihnen so viel als bewegungslos. Aber bald machten sie die Bemerkung, daß sich auch leblose Dinge, z. E. abgefallene Baumblätter und dergleichen, von Zeit zu Zeit bewegten. Vielleicht hätten sie die Ursache dieser Erscheinung in den Blättern selbst gesucht, und denselben eine Art von vorübergehendem, bald erlöschendem, und dann wiederkehrendem Leben zugeschrieben; wenn sie nicht zugleich, so oft sich jene leblosen Blätter bewegten, an ihrem eigenen Körper einen fremden Eindruck, nehmlich den **Wind**, empfunden hätten. Diese letztere Beobachtung leitete sie darauf, in dem **Winde** die Ursache von der Bewegung lebloser Körper zu suchen. Da es ihnen aber durchaus an der Bekanntschaft mit der Natur der Luft mangelte, so war es ihnen auch nicht möglich, sich eine reine Vorstellung von der Bewandniß zu machen, die es mit dem Winde haben könnte. Auch fiel wahrscheinlich diese Wahrnehmung in einen so frühen Zeitpunkt, wo ihr Nachdenken noch bei weitem nicht hinlänglich geschärft war, um weitere Untersuchungen über das **Wie** und **Warum** anzustellen. Sie faßten daher an der Erscheinung nur das auf, was für sie den meisten Reiz der Neuheit hatte, und dies war Bewe-

gung durch ein unsichtbares Wesen. Etwas anders dachten sie sich daher auch nicht unter dem Namen, den sie dem Winde gaben. Was war aber nun auch natürlicher, als daß sie überall, wo sie dergleichen von einer unsichtbaren Kraft abhängende Bewegung fanden, sich etwas dem Winde ähnliches dachten, und aus Mangel des Sprachreichtums auch diese Kraft einen Wind nannten? Ihr eigener Hauch setzte ebenfalls leichte Körper in Bewegung, und da sie mittelst desselben so oft es ihnen gefiel, einem leblosen Dinge gleichsam Leben einhauchen konnten, so wurden sie dadurch in der Vorstellung befestigt, daß überall leblose Dinge, wenn sie sich bewegten, von außen her durch einen Wind, oder etwas dem Winde Aehnliches in Bewegung gesetzt würden. Sie fanden weiter, daß sich ihre eigenen Glieder regten, und doch sahen und fühlten sie weder etwas Aeußeres, wodurch diese Veränderung gewirkt ward, noch wurden sie sich in ihrem Inneren desjenigen bewußt, wovon diese Veränderung abhing. Wie konnten sie anders, als auch den Grund dieser ihrer eigenen Bewegungen einem windähnlichen Wesen zuschreiben und es aus Spracharmuth Wind oder Hauch nennen? Ueberdies mußte ihnen an einem Todten, der sich nun selbst nicht mehr regen konnte, der Mangel des Athems oder Hau-

ches besonders auffallen; und so wie Bewegung ihnen das Kennzeichen des Lebens war, so ward ihnen der Hauch das einzige sinnliche Bild der bewegenden Kraft, oder des Geistes.

Es scheint in der That, als wenn, wo nicht bei allen, doch bei den meisten Völkern die Entwickelung des Begriffes von einem Geiste diesen eben jetzt beschriebenen Gang genommen habe, weil in so vielen alten Sprachen beide Begriffe, **Wind** (Hauch) und Geist, durch ein und dasselbe Wort bezeichnet werden, überdies aber auch viele von den Vorstellungsarten, die sie sich von der Geisterwelt machten, kaum zu erklären seyn würden, wenn man nicht auf diesem Wege die Spur entdeckte, wie sie zu denselben gekommen sind.

Man würde indessen diesen alten Völkern Unrecht thun, wenn man ihnen zutrauen wollte, daß sie sich von einem Geiste durchaus keinen andern Begriff, als vom **Winde**, gemacht hätten. Unstreitig kamen sie sehr früh darauf, daß es einen wichtigen Unterschied zwischen dem lebenden Hauche im Menschen, und zwischen dem Säuseln in der Luft geben müsse; allein ihr Begriff von dem letzteren war gewiß nicht viel bestimmter, als von dem ersteren. Sie konnten daher nur das, was beiden gemein war, nemlich

Wirksamkeit und Unsichtbarkeit, als die Merkmahle festsetzen, woran sie sowohl jenes als diesen von allen andern, ihnen in der Natur bekannt gewordenen, Dingen unterschieden. So lange es ihnen indessen an Wahrnehmungen fehlte, wodurch sie auf die Unterschiede zwischen Geist und Hauch geleitet werden konnten, und nicht Worte geschaffen hatten, um diese Unterschiede zu bezeichnen: so lange mußte in dem Gebrauche dieser Begriffe schlechterdings eine Verwirrung herrschen, die der weiteren Aufhellung ihrer Ideen darüber ein großes Hinderniß entgegen stellte.

Ich begnüge mich, an diesem einzigen Beispiele gezeigt zu haben, wie bei der ersten Entwickelung des Nachdenkens und der Sprachkenntniß sinnliche Vorstellungen die Grundlage von unsinnlichen werden konnten, und wie die, von jenen hergenommene Bezeichnung der letztern zwar ein anfängliches Mittel war, den vergrößerten Reichtum der Ideen in die Sprache zu übertragen, und also der gemachten Wahrnehmung einige Dauer zu geben; wie aber auch diese unvollkommene Bezeichnung auf verworrene und unrichtige Vorstellungen leiten konnte und mußte.

Es würde sehr thöricht seyn, wenn man sagen wollte: „Diese rohen Menschen hätten eben

„ darum, weil es ihnen noch an Mitteln fehlte, „ über unsinnliche Gegenstände zu speculieren, sich „ dieser Speculationen enthalten sollen.“ Jener rege Trieb, seine Ideen zu vermehren, sie so viel als möglich zu ordnen, sich des Mannigfaltigen in denselben bewußt zu werden, und sie in Zusammenhang zu bringen, wirkt unaufhörlich in der Seele fort; und die Vernunft bearbeitet den Stoff, den ihr die Sinne darbieten, eben so, ohne unser Wollen, wie unser Magen die genossene Nahrung ohne unsern Vorsatz verdaut. Man hat öfters darüber gespottet, daß Völker, die noch mit der Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse zu kämpfen haben, doch schon über die erhabensten und subtilsten Gegenstände speculieren; daß sie schon Fabeln über das Daseyn Gottes, und über ihren Zustand nach dem Tode erfunden haben, und sich noch nicht in der Kunst Früchte aufzubewahren, Kleider zu machen und Hütten zu bauen, über die ersten rohen Versuche erhoben haben. Aber man hat nicht bedacht, daß jene Fabeln ebenfalls einem höchst dringenden Bedürfnisse abhelfen sollten. Der Hunger nach langem Umherstreifen durch öde Wälder, der Frost und die Nässe sind freilich mächtige Antriebe, alle Kraft des Nachdenkens aufzubieten, und sich des durch sie verursachten lä-

stigen Gefühles zu entledigen; aber wahrlich der Anblick eines Todten, das Rollen des Donners, die Wahrnehmung der zerschmetternden Gewalt des Blitzes müssen auf den sinnlichen Menschen unausbleiblich einen Eindruck machen, der an Stärke jenen Gefühlen wenig nachsteht und die Vernunft eben so unaufhaltsam aus ihrem Schlummer weckt.

Ein neuer Sporn zum Nachdenken war die Vereinigung der Menschen zu größeren bürgerlichen Gesellschaften. So wenig auch die ersten Volksbeherrscher befehlen mochten, so mangelte es doch nicht an Fällen, wo sie Gehorsam verlangten. So geringe auch der gegenseitige Verkehr zwischen den Nachbarn seyn mochte, so fielen doch immer Gelegenheiten vor, wo sie einander Hülfe zu leisten hatten. So kunstlos auch das Band seyn mochte, durch welches die Glieder einer Familie zusammen gehalten wurden, so hatten sie doch Aufforderung zu gegenseitiger Gefälligkeit und zur Erfüllung der Pflichten, unter deren Beobachtung das Herz eine sanftere Natur annimmt. Dies alles brachte eine ganz neue Reihe von Ideen in die Seele. Die Begriffe von Verbindlichkeit und Recht, von Tugend und Laster, von Zwang und von Wohlwol-

len keimten auf, und schlugen allmählig tiefere Wurzel. Der gesellige Mensch kann nicht mehr jede seiner aufwallenden Leidenschaften, wie im einsameren Zustande, befriedigen; und das Feld, was die Leidenschaft verliert, ist eben so viel gewonnener Boden, auf welchem die Früchte empor wachsen können, deren Samen die Vernunft ausgesäet hat.

Auch hier wiederum! wer könnte sagen: „Die „Menschen hätten handeln und nicht über ihre „Pflichten speculiren sollen"? Das Roß muß gehen, wohin der Reiter es führt; denn der Zaum und die Geißel geben diesem ein entschiedenes Uebergewicht; auch hat das Roß nicht nöthig zu überlegen, ob der Weg, den es nimmt der richtige sei; dies ist die Sorge seines Führers. Nicht so der Mensch! Die ersten Bürger eines kleinen Staates gehorchten ihrem Haupte nicht weil sie mußten, sondern weil sie wollten. So unvollkommen ihre Ideen von Pflichten und Rechten immerhin seyn mochten, so fest hatten sich gewiß doch die ersten Grundlinien dieser Begriffe ihren Gemüthern eingeprägt. Die gegenseitigen Verbindlichkeiten, die irgend ein Verhältniß hervorbringt, liegen der Wahrnehmung so nahe, daß auch der rohe Verstand sie bald ge-

nug entdeckt, und sie gleichsam im Ganzen festhält, wenn er sie gleich noch nicht zergliedern und zu deutlichen Vorstellungen erheben kann. Wer rohen Menschen gebieten will, hat nicht nöthig, ihnen die Nothwendigkeit des Gehorsams zu demonstrieren; und wenn er es thäte, würde er seine Zeit und Mühe verlieren; aber er muß ihnen Bewegungsgründe vorhalten, die auf ihr Herz wirken, und ihrer Vernunft, soweit dieselbe reicht, ein Genüge thun. Der Gebietende selbst muß also schon einige Fortschritte in der Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Willens gemacht, und sich einige Einsicht in das Verhältniß, worin er gegen die Uebrigen steht, erworben haben, ehe er sich Folgsamkeit versprechen kann. Und indem er seine Beredsamkeit aufbietet, um auf den rohen Haufen zu wirken, entzündet er, ohne es zu wollen, einen Funken des Nachdenkens über Verbindlichkeit und Recht nach dem andern. Es können Menschen Jahrhunderte lang in einer häuslichen Gesellschaft bei einander wohnen, ehe sie die Begriffe von Zwangspflichten und von Verpflichtung des Wohlwollens so weit entwickeln, daß sie dieselben mit Worten ausdrücken; aber der Stoff zu diesen Begriffen ist gewiß schon in der Seele vorhan-

den, wenn der Vater zum erstenmale zu seinem Kinde sagt: Du sollst, und wenn die Schwester zum erstenmale den Bruder bittet, daß er sie an dem erlegten Wilde zur Stillung ihres Hungers theilnehmen lasse. Je verwickelter aber die Verhältnisse der Menschen untereinander werden, je öfter Fälle vorkommen, wo ihre Meinungen getheilt sind, je dringender die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen ist, desto emsiger werden sie alle Kraft ihres Nachdenkens aufbieten, um sich jene verworenen Ideen deutlicher zu machen; desto leichter werden sie durch die Zusammenstellung vieler Fälle ihren Begriffen eine größere Allgemeinheit geben; desto begieriger werden sie nach Worten suchen, um ihre Gedanken zu bezeichnen.

Biß auf diesen Grad der geistigen Ausbildung muß jedes Volk der Erde unausbleiblich kommen, sobald es sich veranlaßt fühlt, gesellschaftliche Verbindungen einzugehn; es sei nun, daß der Mangel an freiwilligem Ertrage des Bodens zu ihrer eigenen Erhaltung, oder an Futter für ihre Heerden sie zwingt, sich ihren Unterhalt durch solche Geschäfte zu versichern, die das gemeinschaftliche Bestreben vieler Hände erfordern; oder daß ein Angriff auswärtiger Feinde sie nöthigt, zu ihrer Ver-

theidigung zusammen zu treten; oder daß das Erwachen sanfterer Gefühle sie einladet, die Freuden des Umganges zu genießen. Nicht leicht werden wir daher ein Volk auf dem Erdboden finden, bei welchem die Besonnenheit nicht bis auf diesen Punkt gediehen wäre. Selbst unter den rohsten Nationen, sobald sie verdienen Nationen genannt zu werden, zeigt sich so viel Wahrnehmungsgeist, als erforderlich ist, um nicht mehr jedem Antriebe der aufwallenden Leidenschaft zu folgen, und der Ueberlegung einige Rechte zu zu gestehn, und so viel Beredsamkeit als nöthig ist, um die Aufmerksamkeit des Zuhörers von den gegenwärtigen Gegenständen abzuziehn, sie auf Dinge zu lenken, die nur von der Einbildungskraft gefaßt werden können, und durch Ideen auf den Willen zu wirken. Menschen bei denen dies der Fall ist, haben in der That schon ihre Vernunft auf mannigfaltige Weise gebraucht und geübt; sie haben, ohne es zu wissen, einen großen Kreis von allgemeinen Ideen durchlaufen, Aehnlichkeiten bemerkt, Unterschiede aufgesucht, bald Empfindungen an Ideen, bald Ideen an Ideen gekettet, und Schlüsse gemacht. Freilich haben sie mit diesem allen noch keine speculative Philosophie; aber der Grund dazu ist bei ihnen gelegt; und es bedarf nur einer glückliche Zusammenstimmung von

Umständen, um auf diesem Grunde weiter zu bauen.

Nirgends war diese Zusammenstimmung der Umstände dieselbe! Hier setzte ein milder Himmel, dort ein glücklicher Krieg, und dort die allmählige Ausbreitung der Gewerbe einzelne vorzügliche Köpfe in den Stand, einen ansehnlichen Theil ihrer Muße dem Dencken zu widmen. Wer zuerst Bemerkungen machte, die seinen Zeitgenossen bis dahin entgangen waren, wer mehr Gegenstände, als sie, übersah, und ein wenig tiefer in den Zusammenhang der Dinge drang, der mußte sich bald auch in seinen Handlungen vor ihnen auszeichnen. Seine Geschäfte gingen glücklicher von Statten, er war gemäßigter in seinen Begierden, er fand in Verlegenheit schneller ein Mittel, er that seltener einen Mißgriff. Die Aufmerksamkeit, die ihm dies unter seinen Landsleuten zuzog, vereint mit dem Vergnügen, das ihm die Beschäftigung seines Geistes gewährte, ward für ihn ein Sporn, auf dem schon betretenen Wege weiter zu gehen. Man verlangte bisweilen seinen Rath; und die Veranlassung, seine Gedancken mitzutheilen, forderte ihn auf, sie nicht nur mehr zu entwickeln, sondern auch für eine schickliche Einkleidung derselben zu sorgen. Sein Rath ward durch die Erfahrung bewährt gefunden,

sein Ausspruch hatte etwas Anziehendes für die, welche ihn hörten; man fing an, ihm Ehrerbietung zu beweisen, ihn den Weisen zu nennen, und seinen Umgang zu suchen, um Belehrung von ihm zu erhalten, und auch wol um müssige Fragen an ihn zu thun. Je mehrere sich zu ihm drängten, desto öfter hatte er Gelegenheit die nämliche Gedankenreihe zu durchlaufen, dieselbe Sache von neuen Seiten anzusehen, sie in einem neuen Lichte darzustellen, und auf Mittel zu denken, wie er der verschiedenen Fassungskraft seiner Zuhörer entgegen kommen könnte.

Unter denen, die seinen Unterricht genossen hatten, waren doch wol einige, die ihn richtiger, als die übrigen, faßten, ihm die Kunst des Ausdrucks ablernten, und der Quelle nachspührten, aus der er seine Weisheit geschöpft hatte. Hier vermochte die Eitelkeit den Einen alle seine Kräfte aufzubieten, damit er gleichfalls den Namen eines Weisen erhielte; dort riß einen Andern der Durst nach Erkenntniß, dessen Befriedigung ihm die reinste Freude gewährte, zum ernstlichsten Forschen hin. Die Schüler kamen leicht, bei nicht größeren Talenten, weiter als ihr Lehrer; denn sie fingen nicht nur dort mit frischen Kräften an zu gehen, wo er vom Alter ermattet still gestanden hatte; sondern sie fanden

auch in ihren Mitschülern, die gleichfalls aus dem Schlummer der gedankenlosen Sinnlichkeit waren aufgeweckt worden, eine ermunternde Gesellschaft auf ihrem Wege. Man gestand den jungen Weisen nicht gleich Anfangs die Ehrerbietung zu, die man ihrem Lehrer entgegen getragen hatte. Sie mußten auf Beweise sinnen, wo sein bloßer Ausspruch entschieden hatte; ihnen legte man kühnere Fragen vor; gegen sie erlaubte man sich dreistere Zweifel.

Nur zwei oder drei Generationen hinter einander durften bei einem Volke dergleichen Denker berühmt seyn, so ward durch sie unausbleiblich schon die Sprache ansehnlich bereichert und biegsamer gemacht; die Liebe zum Forschen ward allgemeiner; es kam eine Menge von neuen Begriffen in Umlauf, und der Hang zu fragen und zu antworten ging auch auf diejenigen über, die sonst eben kein angelegentliches Geschäft aus dem Denken machten.

Die ersten Weisen eines jeden Volks trieben indessen immer noch keine eigentliche Wissenschaft, das heißt, sie sonderten nicht aus dem weiten Gebiete der menschlichen Erkenntniß absichtlich gewisse Gegenstände aus, über die sie im Zusammenhange nachgedacht und ihre gemachten Entdeckungen zu einem Ganzen verbunden hätten. Was eben jetzt ihre Aufmerksamkeit an sich zog, worauf sie gerade

durch

durch eine an sie gerichtete Frage gelenkt wurden, was sich ihnen mitten unter ihren Nachforschungen als merkwürdig darstellte, das beschäftigte jedesmal ihre Wißbegierde; und je zahlreicher die Gegenstände waren, an denen sie noch immer etwas neues zu entdecken fanden, desto weniger fiel es ihnen ein, eine Auswahl derselben zu treffen. Natürlicher Weise stießen sie indessen nicht leicht auf eine andere Untersuchung, als die mit den Angelegenheiten des täglichen Lebens zusammen hing. Darauf führte sie ihr eigener Wahrnehmungsgeist am ersten, und die Wißbegierde ihrer Schüler am öftersten.

Sehr lange konnte jedoch auch dies nicht dauern. Es konnte ihrer Bemerkung nicht entgehen, daß sie bei der Beantwortung vieler Fragen, die dem ersten Anscheine nach gar keinen Zusammenhang unter einander hatten, immer wieder auf gewisse Punkte zurück kamen, und einmal über das andere auf ihrem Wege die nämliche Schwierigkeit fanden. Was war natürlicher, als daß sie jene Punkte vorzüglich ins Auge faßten, jene Schwierigkeiten immer deutlicher einsahn, und also zu dem Entschlusse kamen, ihnen eine eigene Untersuchung zu widmen, ohne gerade jetzt eine nähere Veranlassung dazu zu haben, und ohne zu wissen, wohin dieselbe sie führen würde. Auch traf es sich wol, daß sie oft, wo

sie andern etwas erläutern, oder beweisen wollten, immer über einerlei Sache streiten mußten, oder über gewisse Dinge immer auf dieselbe Weise mißverstanden wurden. Hätte sie dies nicht dahin bringen sollen, dergleicheu streitige Gegenstände ein für allemal aufs reine zu bringen, und das Dunkle in ein völliges Licht zu stellen? Aber damit entstand nun auf einmal Untersuchung ohne unmittelbare praktische Absicht, Nachdenken über Dinge, die nicht geradezu mit dem Leben zusammenhängen, sondern bloß Angelegenheiten der Vernunft, zu ihrem eigenen Behufe sind, das heißt Speculation.

Und so hätten wir denn gesehen, wie mit der ersten Wahrnehmung, die ein Mensch macht, vermöge der Natur unsers Geistes, und vermöge der Lage, in der wir uns in dieser Welt befinden, der Faden angeknüpft wird, aus welchem sich unausbleiblich, langsamer oder geschwinder, die so oft verspottete, so oft gescholtene Speculation entspinnt. Ich konnte und wollte hier freilich nicht alle die Stufen genau angeben, durch welche der menschliche Geist von jenem ersten Anstoß, den er durch die Empfindung empfängt, bis zu dem speculativen Gebrauche seiner Vernunft fortgeht; aber auch diese kurze Darstellung der wichtigsten Schritte, die er von der ersten Erschütterung seines Gefühls

bis zum Gebrauch der Sprache, und von dieser bis zum Nachdenken über unsinnliche Gegenstände thut, dient zu einem Beweise, daß die Entwickelung der Vernunft bei dem Menschen vermöge einer wesentlichen Anlage seiner Natur erfolgt. Was hilft also alles Seufzen und Klagen über diesen Hang zum Speculieren? Wäre derselbe in der That ein Uebel, so müßte man ihn wenigstens als ein nothwendiges Uebel ansehn. Was man auch anwenden möchte, ihn zu unterdrücken, oder auszurotten; alle Bemühungen würden fruchtlos seyn. Man vertilge, wenn man es kann, aus den Köpfen eines Volks alle Ideen und Wörter, die sich nicht unmittelbar auf seine physischen Bedürfnisse beziehn, man locke oder scheuche es in Einöden und Wälder, und lasse es durchaus wieder zu dem Zustande der Rohheit zurück kehren, aus dem sich seine Vorfahren vor Jahrhunderten empor arbeiteten. Was würde man gewinnen? Nichts, als es um so viele Jahrhunderte zurück gesetzt zu haben, damit es aufs neue denselben Schwung versuchte, und, vielleicht nur auf einen andern Wege, auf denselben Punkt anlangte. Wer sich also nicht überzeugen könnte, daß es so, wie es ist, gut sei, der empöre sich doch wenigstens nicht fruchtlos dagegen; denn es ist nicht zu ändern, so lange die Menschen Menschen sind. Und sollte

denn auch wirklich mit dem Speculieren, wozu die Anlage so tief in der Seele des Menschen liegt, überall kein reiner Gewinn verbunden seyn? Diese Frage führt mich auf die Betrachtungen zurück, deren ich oben S. 26 erwähnte.

Wenn wir einmal zugeben, daß der Mensch nicht ohne Nachdenken bestehen kann; wenn wir sogar verlangen, er solle soviel im Nachdenken leisten, als erforderlich ist, damit er das Leben und Eigentum seines Nächsten heilig halte, nicht jede seiner thierischen Begierden befriedige, nicht alle seine Geschäfte verkehrt anfange, und die Mittel, die ihm zu seiner Wohlfahrt gegeben sind, benutzen könne: so geben wir ja zu, der Mensch müsse das *Wie* und das *Warum* der Gegenstände erforschen. Und was giebt es nun für eine Regel, wonach sich entscheiden ließe, wo er aufhören sollte *wie* und *warum* zu fragen? Ist ihm denn seine erste Frage wirklich beantwortet, so lange ihm in der ganzen Reihe von Fragen, auf die jene ihn leitete, noch eine einzige (gleichviel ob die zehnte oder die zehntausendste) unbeantwortet bleibt? Man findet es lächerlich, wenn ein peinlicher Richter eher nachläßt zu untersuchen, bevor der angeschuldigte Verbrecher alles aufgeklärt hat. Man setze den Fall, es sei jemand in den Verdacht des Betrugs gekommen, weil er große

Summen verthäte, ohne ein Gewerbe oder ein erwiesenes Vermögen zu haben, wovon er diesen Aufwand bestreiten könnte. Der Richter fragte ihn, woher er die aufgewendeten Summen genommen habe. Der Inquisit antwortete: aus meiner Tasche. Würde es nicht seltsam seyn, wenn sich der Richter mit dieser Antwort begnügte? Und würde es weniger seltsam seyn, wenn er nach funfzig neuen Fragen und neuen Antworten, endlich mit der Auskunft zufrieden wäre: „ es gebe einen Wechsler, der den Auftrag habe, ihm so viel Geld zu schicken, als er verlange;" wenn der Richter nicht weiter fragte, wer dieser Wechsler sei, und was derselbe für eine Veranlassung zu dergleichen Zahlungen habe? Wollte er nur darum nicht weiter untersuchen, weil er ja schon so lange untersucht habe, so würde alle Welt ihm sagen, daß er besser gethan haben würde, wenn er gleich bei der ersten Antwort sein Protocoll geschlossen, oder lieber gar keines angefangen hätte. Eben dies würde der Fall seyn, wenn wir in Ansehung der Nachforschungen unserer Vernunft sagen wollten: „ der Mensch müsse zwar „ allerdings nachdenken, und folglich fragen wie? „ und warum? aber wenn er eine Antwort gefun„ den habe, so müsse er nun nicht weiter fragen, „ höchstens müsse er es nur einmal, oder zehnmal,

„ oder hundertmal thun.“ Hieße das nicht mit andern Worten, er solle zwar fragen, aber unbekümmert seyn, ob die erhaltene Antwort befriedigend sei? Wer in aller Welt wird von einem vernünftigen Menschen verlangen, er solle sich, um irgend eine Last aufzuhängen, damit begnügen, daß er sie an eine Schnur gebunden, und allenfalls an diese Schnur einige anderen geknüpft habe, ohne sich darum zu bekümmern, ob es irgendwo einen Stift giebt, an dem die letzte Schnur befestigt ist. Nein, es giebt hier durchaus keinen Mittelweg: entweder unsere Vernunft muß gar niemals anfangen zu untersuchen, und die Wörter wie und warum müssen nie über unsere Lippen kommen; oder wir müssen bei jeder uns ertheilten Antwort zusehn, ob sie uns genügt; und ist das nicht, so müssen wir so lange weiter fragen dürfen, bis wir einen Punkt sehen, an den die ganze Kette der vorhergegangenen Antworten geheftet werden kann.

Freilich könnte hiergegen eingewandt werden: man müsse doch immer einmal zu fragen aufhören, und die Erfahrung lehre, daß es gewisse Gränzen gebe, über die wir mit allem unserm Wie und Warum niemals hinaus können. Allein was folgt daraus weiter, als daß der Mensch dann still stehen müsse, wenn er durchaus nicht weiter kann? Ist

es deswegen vernünftig, es auch schon früher zu thun, und auf keine Frage eine befriedigende Antwort zu suchen, weil er weis, daß er sie nicht auf jede findet? Soll ich darum kein Quentchen, kein Pfund, keinen Zentner heben, weil es Lasten giebt, die ich nicht heben kann? Und wie wollen wir denn die Gränzen unserer Einsichten und unsers Forschungsvermögens erfahren, wie wollen wir uns versichern, daß wir sie irgendwo erreicht haben; wenn wir nicht alle unsere Kräfte aufbieten, soweit vorzudringen als möglich, und endlich zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Unmöglichkeit noch weiter zu gehen, in der Natur unseres Vernunftvermögens liege? Ehe wir aber zu dieser Ueberzeugung gelangen können, muß wahrlich eine lange Reihe der feinsten Speculationen angestellt werden.

Es kann genügsame und bequeme Menschen geben, welche leichter befriedigt sind, oder die Mühe des Forschens scheuen. Wohlan, sie mögen es! Soll aber ihr Stumpfsinn oder ihre Trägheit der Maaßstab für die Einsicht und für den Fleiß der übrigen werden? Ob mir eine Antwort genügt, kann doch wahrlich niemand beurtheilen, als ich selbst; und ob ich es der Mühe werth achte, weiter zu fragen, sollte mir doch auch wol billig anheim gestellt bleiben. Ich erkläre ja damit, daß ich weiter gehe,

nicht einmal jeden, der es nicht auch thut, weder für einen stumpfen, noch für einen trägen Kopf; so wenig als ich dadurch, daß mir ein Hausrath zu theuer ist, oder nicht gefällt, alle diejenigen, die dergleichen kaufen, für Verschwender oder für Menschen von einem verdorbenen Geschmack erkläre. Jedermann hat einige eigentümliche Bedürfnisse, und auch die Vernunft eines jeden hat die ihrigen; und jeder kann darin nur seinem eigenen Maßstabe folgen *). Es kommt nicht bloß darauf an, wie viele Begriffe jemand an einander ketten kann, ohne ihre Folge und ihren Zusammenhang aus dem Gesichte

*) Hieraus erkläre ich es mir, daß dem einen Menschen eine und dieselbe Sache wahr und dem andern falsch scheinen kann. Es hat bekanntermaßen Philosophen gegeben, die daraus die Folgerung gezogen haben, daß es überall nichts an und für sich Wahres (keine objective Wahrheit) gebe; sondern daß es bei der Wahrheit bloß auf die Vorstellung eines jeden Menschen ankomme (alle Wahrheit subjectiv sei). Man hätte indessen bei diesem Streite viele unnütze Weitläuftigkeiten spahren können, wenn man zuweilen vor Augen behalten hätte:

1) daß zwei Menschen, von denen der eine etwas für wahr und der andere etwas für falsch ausgiebt, selten unter einerlei Worten auch einerlei Sachen verstehen. Diejenigen z. E. welche

zu verlieren, und wie weit er gewohnt ist, sich von dem Umfange eines jeden Begriffes Rechenschaft zu geben, diejenigen nicht für einerlei zu halten, die bloß Aehnlichkeit mit einander haben, und die nicht als verschieden zu behandeln, die bloß durch verschiedene Wörter bezeichnet werden; sondern es kommt auch darauf an, ob ihm seine Zeit es er-

gegen Leibnitzens Satz: diese Welt sei die beste, so heftig disputirt haben, verstanden meistentheils etwas anders unter der Welt, als Leibnitz; und die Behauptung, sie sei die beste, hieß bei ihnen gleichfalls nicht das, was sie bei Leibnitz hieß. In solchem Falle kann man denn nicht sagen: dem einen sei etwas wahr, was dem anderm falsch ist; sondern man müste sagen, beide behaupten Sätze, die nur nach dem Laute der Worte, aber nicht in der Sache einander widersprechen.

2) daß von zwei Menschen, die mit einander streiten, der eine seine Untersuchung schon für geendigt hält, wo der andere sie noch fortsezen zu müssen glaubt. Und dies kommt nicht eben daher, weil dem einen wirklich seine unzureichenden Gründe zureichend scheinen; sondern weil er gar nicht fragt, ob sie zureichend oder unzureichend sind: nicht weil er mit seinem Nachdenken etwas falsches herausbringt; sondern weil er darüber gar nicht nachdenkt: nicht weil er bei seinen Worten etwas falsches denkt, sondern weil er gar nichts dabei denkt.

laubt, die jedesmal erforderliche Untersuchung an-zustellen, und ob er glaubt, daß es nützlich seyn werde, die darauf zu verwendende Zeit einem an-dern Geschäfte zu entziehen. In der That ist es befremdend, daß jemand, der das Dencken an und für sich nicht verwirft, sondern es sogar für unum-gänglich nothwendig zur menschlichen Wohlfahrt, und für den eigentlichen Vorzug unseres Geschlechts hält, dennoch gegen den Tiefsinn und gegen anhal-tende Untersuchungen etwas einwenden können. Hält man doch sonst den höheren Grad von Voll-kommenheit, der in nützlichen Dingen erreicht wird, für ehrwürdig; bewundert man doch sonst den, der es Andern darin zuvor thut; warum soll den gerade das Denken davon eine Ausnahme machen?

Unsere Vernunft hat das mit allen unsern übrigen Kräften gemein, daß sie fortgesetzt geübt seyn will, wenn sie zu einer gewissen Vollkommenheit gelan-gen soll. Hören wir nicht täglich, daß Personen, denen es nicht an einem gesunden Verstande fehlt, Begriffe und Wörter, die einige Aehnlichkeit mit einander haben, verwechseln, weil sie nicht gewohnt sind, feine Unterschiede wahrzunehmen, und sich von dem Gehalte ihrer Vorstellungen Rechenschaft zu geben? Ist es nicht etwas sehr gewöhnliches, daß Menschen, die in tausend Dingen sehr richtig

urtheilen, doch die abgeschmacktesten Widersprüche behaupten, sobald nur die widersprechenden Begriffe nicht unmittelbar neben einander stehen, bloß weil sie keine Uebung haben, ihre Gedankenreihen von Glied zu Glied zu verfolgen, und genau zuzusehen, wie jedes mit jedem verknüpft ist? Woher käme denn sonst die unglaubliche Menge von Vorurtheilen, die in so vielen Köpfen herrschen? Woher sonst Aberglaube und Schwärmerei? Woher sonst die verkehrte Anwendung der allereinleuchtendsten, allerwichtigsten und allerheilsamsten Wahrheiten bei dem großen Haufen? O wahrlich, alles, was die Vernunft anfacht, und ihr, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine größere Gelenkigkeit giebt, muß uns willkommen seyn; denn es trägt dazu bei, der Unvernunft und Dummheit etwas von ihrem Felde zu entreißen. Und wenn es auch nicht unmittelbar eine von jenen verkannten, gemißdeuteten und übel angewandten Wahrheiten aufhellt, so erhöhet es doch die Fähigkeit der richtigen Einsicht, und bahnt besseren Erkenntnissen den Weg.

Man will Volkslehrer haben; diese sollen die Fertigkeit besitzen, das Wahre vom Falschen nicht nur zu unterscheiden, sondern auch diesen Unterschied anschaulich zu machen, sie sollen die Verbindlichkeiten der Menschen, und die Art und Weise, solche

zu erfüllen, richtig einsehn, ihre Zuhörer und Schüler davon belehren, und das Herz derselben dafür gewinnen. Man will Gesetzgeber haben, die den verschlungenen Faden der menschlichen Verhältnisse und Geschäfte durch alle seine mannigfaltigen Krümmungen verfolgen, über alle möglichen Fälle im Voraus entscheiden, und die Regel festsetzen sollen, wornach jedesmal das Gut des Bürgers gegen Beeinträchtigung gesichert werden kann. Man verlangt Richter, die sich nicht durch den ersten Anschein der Dinge täuschen, nicht durch die einseitige Vorstellung einer Partei überraschen oder blenden lassen, die den Arglistigen in seinem geheimsten Schlupfwinkel entdecken, in den Geist der Gesetze eindringen, und den Ausspruch des Rechts genau jedem Falle anpassen können. Man sehnt sich nach Aerzten, die den künstlichen Bau des menschlichen Körpers kennen, die Natur einer Krankheit aus mannichfaltigen Merkmalen schließen, das zuträglichste Arzeneimittel finden, und die Wirkung desselben beurtheilen können. Man verlangt, mit einem Worte, in allen Arten von Geschäften, Männer von geübter Vernunft. Nun so muß auch nichts verachtet, nichts hindangesetzt werden, wodurch sich die größere und fruchtbarere Uebung der Vernunft befördern läßt. So müssen uns die Sub-

tilitäten, an denen jene Männer ihren Geist geschärfet haben, wenigstens eben so viel werth seyn, als der Stein, auf welchem das Messer des Wundarztes, der uns durch einen glücklichen Schnitt das Leben rettet, geschliffen ist.

Ich weis sehr wohl, daß man verlangt, ein jeder, der zu Weltgeschäften bestimmt ist, solle seine Vernunft an eben diesen Gegenständen seiner zukünftigen Thätigkeit üben, und sich nicht um das bekümmern, was außer seiner Sphäre liegt, damit er nicht unnütz Kraft und Zeit verschwende, und in seinem eigentlichen Fache desto größer werde. Allein damit thut man eine Forderung, die etwa eben so durchdacht ist, als wenn jemand verlangen wollte, wir sollten zu unserer Nahrung nur lauter solche Speisen und Getränke nehmen, die unmittelbar in Milchsaft und Blut übergehen, und geradezu von unsern Nahrungsgefäßen können aufgenommen werden. Freilich würden wir dadurch die Mühe sparen, die das Käuen kostet, und die Kraft, die jetzt zur Verdauung angewendet wird, könnte zu irgend einer andern Verrichtung benutzt werden. Die einzige Schwierigkeit ist nur, daß es in der Natur keine solche Nahrung giebt, bei welcher keine Absonderung des Untauglichen mehr nöthig wäre. Und nebenher würde der Schade entstehen, daß

der, welcher sich mit lauter Dingen ernähren wollte, die schon vor dem Genusse sehr geläutert wären, in kurzer Zeit seinem Magen das Verdauungsvermögen entreißen würde. Oder, damit ich ohne Gleichniß rede! alles, was ein Gegenstand des menschlichen Nachdenkens werden kann, steht immer mit dem ganzen weiten Felde des menschlichen Wissens in einer nähern oder entferntern Verbindung. Nirgends giebt es irgend ein Fach der Erkenntniß, wo sich vollständig alle dazu gehörigen Begriffe aufzählen ließen. Was die Vernunft jedesmal zur richtigen Beurtheilung eines Vorwurfs bedarf, liegt in tausend Fächern nahe oder fern zerstreut; und nirgends liegt es so, wie es gerade jetzt in den Zusammenhang der diesmaligen Ideenreihe paßt: sie muß es selbst erst bearbeiten, wie es ihr nöthig ist. Und diese Fertigkeit, jene erforderlichen Ideen zu finden, und sie so zu stellen, daß sie sich in den ganzen Gang der Vorstellungen und Schlüsse fügen, ist für die Seele, was die Verdauungskraft für den Körper ist. So wenig ein anderer für uns verdauen, oder uns unsere Speisen durch seine Kunst so zubereiten kann, daß wir sie nicht mehr mit unsern Eingeweiden bearbeiten dürfen; eben so wenig kann er uns auch die Gedanken, die wir zu irgend einem richtigen Urtheil nöthig haben, so ordnen und verbinden,

daß wir sie nur geradezu von ihm annehmen dürften. Wir müssen schlechterdings unsere Begriffe selbst entwickeln, sie selbst an einander ketten, selbst die vorhandenen Lücken ausfüllen, selbst inne werden, ob hie oder da ein Mittelbegriff fehlt, oder nicht. Und diese Fertigkeit entsteht allein durch Uebung, und wird allein durch sie erhalten.

Wer der Meinung ist, daß man das, was für das Leben Nutzen hat, von seinen Lehrern lernen sollte, ohne sich weiter auf das einzulassen, wovon für das Leben kein Nutzen abzusehen ist, der übereilt sich zuvörderst darin, daß er sich vorstellt: es könne einen Schüler geben, der gerade denselben Ideengang nähme, den sein Lehrer nimmt. Der Lehrer hat ja andere Erfahrungen gehabt als der Schüler, auf ihn haben die äußern Eindrücke anders gewirkt, er hat sie in einen andern Zusammenhang gestellt. Der Lehrer trägt meistentheils in einer Stunde das vor, woran er Jahrelang zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Veranlassungen gelernt hat. Er begnügt sich unendlich oft, nur die Resultate seines Nachdenkens darzustellen, und wird sichs oft kaum bewust, daß es dabei noch eines Beweises bedürfe, weil ihm alle diese Dinge so höchst geläufig sind; oder wo er auch die Vordersätze zu seinen Schlüssen entwickelt, so sind es doch

selten die, durch welche er selbst zu seinen Resultaten gekommen ist, wenigstens verfolgt er nicht eben die Irr- und Nebenwege, durch die er laufen muste, ehe er zu dem Ziele gelangte, wohin er nun für seinen Zögling eine geebnete Bahn angelegt hat. Was würde nun aus dem Schüler werden, wenn er nur eben die Schritte thun wollte, die ihm sein Lehrer beim Unterricht vorschreitet? Er würde tausend Sätze lernen, die für ihn gar keinen eigentlichen Gehalt hätten, von tausend andern würde er sich keine Gründe anzugeben wissen, und sobald er einmal auf seinem Wege ein Hinderniß fände, oder aus dem gewohnten Gleise hinausgeworfen würde, müste er durchaus still stehn, oder so lange auf gutes Glück umher tappen, bis ihn der Zufall wieder auf sein altes Gefährte brächte. So wenig jemals dadurch ein Kind schreiben gelernt hat, daß ihm der Schreibemeister beständig die Hand führte, eben so wenig wird jemand dadurch denken lernen, daß er die Gedanken seiner Lehrer nachbetet. Hiernächst ist das noch größere Uebel dieses, daß ein solcher sich eine Fertigkeit erwirbt, Sätze, die in seinem Kopfe, das heißt, wie er sie sich denkt, nur halb wahr sind, für vollgültige Münze zu nehmen, und sich mit Vorstellungen zu begnügen, deren Zuverlässigkeit er nicht einsieht. Nur einige wenige Male

darf sich jemand bei einer Behauptung beruhigen, die er nicht ganz versteht, oder deren Beweise ihm nicht einleuchten, so wird bald in ihm die Gleichgültigkeit gegen vollständige Deutlichkeit und Gewißheit entstehen; und damit ist dann höchst wahrscheinlich für sein ganzes Leben der Grund zu einem flachen Kopfe, zum Nachbeten, und zum Mangel des Gefühls für Wahrheit gelegt. Ein solcher wird entweder immer der Meinung dessen seyn, den er zuletzt hörte, oder er wird, gegen alle Gründe taub, steif bei dem beharren, wovon er sich einmal überredet hat.

Ueberdies, wenn wir alle unsere Kenntnisse nur darum sammlen, um zur rechten Zeit Gebrauch davon machen zu können, so sehe ich nicht ab, wozu sie uns eigentlich nützen, wenn wir nicht zugleich das Einzige mit erlangen, wodurch uns die schickliche Anwendung derselben möglich wird: eine richtige Urtheilskraft. Was hilft denn dem Arzte seine genaue Bekanntschaft mit allen Kennzeichen eines Fiebers, wenn er nicht im Stande ist, in jedem gegebenen Falle, troß allen zufälligen Umständen, mit sich selber einig zu werden, ob die vorhandenen Symptome wirkliche Anzeigen des Fiebers sind? Was nützt mir der Mann, wenn er mit Verlegenheit an meinem Bette steht, weil er seine Receptensamm-

lungen durchsucht hat, und unter allen keines zu finden weis, das sich für meinen Zustand schickt? Welchen Werth hat der Richter, wenn er nicht Scharfblick genug besitzt, um in das Innerste des streitigen Falles zu dringeu, wenn ich besorgen muß, daß er mein Recht nach einem Gesetze entscheiden werde, welches gar nicht auf meinen Fall zielt? Will er weiter nichts, als eine Sammlung von Gesetzen in seinem Kopfe haben und nach Gutdünken dasjenige auf den vorliegenden Rechtsfall ziehn, was einigermaßen einen Bezug darauf zu haben scheint: so bedürften wir dazu keines Rechtsgelehrten, sondern ein gedrucktes Gesetzbuch könnte uns vollkommen seine Stelle vertreten. Was nützt uns der Gesetzgeber, wenn er nicht so viel Vollständigkeit in seine Rechtsregeln zu bringen weiß, als erforderlich ist, um damit in den Vorfällen des Lebens auszureichen? Und wie gefährlich wird er nicht für diejenigen, die sich seinen Aussprüchen unterwerfen sollen, wenn er nicht Scharfsinn genug besitzt, um das Wesen der Geschäfte und der Verhältnisse unter den Menschen zu durchdringen, und die einfachen ursprünglichen Begriffe des Rechts, mitten unter allen noch so verflochtenen Fragen, vor Augen zu behalten! Was nützt uns der Volckslehrer, wenn er nicht die Gabe hat, sich zur Fassungs-

kraft seiner Zuhörer herab zu stimmen, den scharfsinnigen Zweifel zu heben, und den dummen Einwurf in seiner Blöße darzustellen, den hartnäckigen Bösewicht zu erschüttern, dem Blöden Muth einzusprechen, den Einfältigen zu belehren? Will er bloß schöne Wahrheiten wieder sagen, wie er sie von seinem Lehrer gehört hat, so thäte er besser, wenn er uns die Bücher seines Lehrers empföhle, damit wir sie mit Muße lesen, und uns dann ebenfalls begnügen könnten, wenigstens Etwas für uns darin gefunden zu haben. Was nützt uns endlich der Geschäftsmann, wenn er nur immer nach seinem gewohnten Schlendrian verfahren, und nicht zusehen will, ob nicht vielleicht hier ein kürzerer, dort ein sicherer Weg zum Ziele zu finden seyn möchte? Mit einem Worte, ungeachtet es Zweige der menschlichen Thätigkeit genug giebt, wozu eine bloß mechanische Geschäftigkeit hinreicht, so giebt es doch auch unzählige andere, zu denen unumgänglich eine geübte Vernunft erfordert wird, und diese ist nicht anders, als durch stetes Regen der Geisteskräfte möglich.

Warum hört man so gern das Urtheil ächter Philosophen und ächt philosophischer Köpfe, auch über solche Gegenstände, zu deren näheren Untersuchung sie vielleicht bis dahin doch keine Veranla-

fung hatten? Theils darum, weil sie eine Fertigkeit haben, das Wesentliche an den Dingen von dem Zufälligen genau abzusondern, die Begriffe richtig zu zergliedern, Schluß an Schluß zu ketten, und also bei der vorliegenden Frage jedesmal nicht nur schnell zu übersehen, worauf es eigentlich ankomme, sondern auch von der angestellten Nachforschung den fruchtbarsten und sichersten Gebrauch zu machen. Theils darum, weil sie mit gewissen allgemeinen Grundsätzen vertraut sind, auf die sich am Ende jede Untersuchung zurück führen läßt, und deren Anwendung auf einen Gegenstand des Nachdenkens Licht, Vollständigkeit und Zuverläßigkeit giebt. Diese allgemeinen Grundsätze aber sind sowohl, als jene Fertigkeit im richtigen Denken, eine Frucht langer und mühsamer Speculationen. Die Vernunft muste eine geraume Zeit hindurch die Eigenschaften der Dinge sorgfältig aufgesucht und geflissentlich beobachtet haben, ehe es ihr gelingen konnte, die Gesichtspunkte zu entdecken, aus denen sich ganze große Klassen der Dinge, gleichsam auf einen Blick, übersehen lassen, und ehe sie sich zu jenen noch höheren Standpunkten erheben konnte, auf welchen sie alles, was da ist, auf einmal überschaut. Wenn wir jetzt unsere metaphysischen Bücher lesen, so möchte es uns freilich dünken, als ob sie in einigen

wenigen müßigen Tagen entstanden wären. Alles ist so einfach und fließt so ungezwungen aus einander, daß man glauben sollte, jedermann, der nur einigermaßen mit dieser Sprache bekannt wäre, und sich die Mühe des Grübelns geben wollte, müßte die ganze Metaphysik von ihrem Anfange biß ans Ende erfinden. Allein man lese die Geschichte der Philosophie, und man wird entdecken, welch eine unbeschreibliche Mühe es der Vernunft gekostet hat, einen von jenen allgemeinen Grundsätzen nach dem andern zu finden, und selbst nur der ungebildeten Sprache, welche bloß sinnliche Gegenstände zu bezeichnen vermochte, die Ausdrücke abzugewinnen, an die man die jedesmalige Frucht des Nachdenkens knüpfen konnte. Man wird sich überzeugen, daß der menschliche Verstand bei weitem nicht den Weg nahm, den man vermuthen möchte, nemlich erst die Eigenschaften der Dinge, die in die Sinne fallen, vollständig aufzuzählen, hierauf die unmittelbarsten Aehnlichkeiten und Verhältnisse derselben zu suchen, und dann erst, wenn etwa in den niedrigern Regionen keine Eroberung mehr zu machen war, aus Vorwitz und Uebermuth sich hinauf biß zu allgemeinen Betrachtungen zu schwingen, von denen für das thätige Leben weiter kein Gewinn zu erwarten stand. Vielmehr wird sich zeigen, daß bald Anfangs

nachdem man kaum die ersten Versuche gemacht hatte, auf die Fragen Wie und Warum zu antworten, auch schon scharfsinnige Köpfe auf einen ansehnlichen Theil jener Speculationen fielen, womit sich nachmals die Philosophen mehrere Jahrhunderte hindurch beschäftigt haben.

Und was vielleicht Manchem noch befremdender seyn möchte, ist dieses, daß selbst in den praktischen Wissenschaften, die mit dem Leben so unmittelbar zusammen hängen, und die jetzt so sehr alles subtile Ansehn verloren haben, daß wir unsere Schulknaben darin unterrichten, die Vernunft einen ähnlichen Gang nahm; daß man sich auch darin immer, ehe ein beträchtlicher Schritt vorwärts geschah, eine lange Zeit mit Spitzfündigkeiten und sogenannten Grübeleien zur Rechten und Linken aufhielt, und nie wieder auf die gerade Straße zurück kam, ohne sogleich abermals auf Nebenwegen abzuschweifen. Jedoch dies kann nur den befremden, der sichs nicht klar genug gemacht hat, wovon ich oben redete, daß die Vernunft unausbleiblich eine befriedigende Antwort verlangen muß, und daß sie daher, sobald sie einmal zu fragen anfängt, sich selbst verleugnet, wenn sie zu einer neuen Frage fortgeht, ehe sie alle ihre Kräfte aufgeboten hat, um sich über die erste vollständige Rechenschaft zu geben. Erst wenn sie ihre Begriffe ge-

hörig zergliedert hat, wenn sie überzeugt ist, daß nirgends mehr eine Lücke vorhanden sey, wo sie nur durch einen Sprung von einem ihrer festgestellten Sätze zu dem andern kommen kann, erst dann ist es ihr möglich, ohne Anstand weite Gebiete ihres Nachdenkens zu durchlaufen, und ruhig auf den Gebrauch zu denken, der sich von den gefundenen Resultaten machen läßt. Das Korn muß erst mühsam in Staub verwandelt und durch die Gährung noch mehr, als durch die mechanische Zerreibung möglich ist, in seine feinsten Bestandtheile aufgelöset werden, ehe wir eine so leicht verdauliche und gesunde Speise, als das Brod ist, erhalten können. Mancher süße Herr, der jeden Mittag und Abend ganz behaglich sein Brod ißt, ohne weder von seiner Amme, noch von dem Herrn Informator, noch vou seiner angebeteten Schöne gehört zu haben, wie es bereitet wird, würde vielleicht über den Müller, der das Korn in Staub verwandelt, lachen, und beim Anblick des Sauerteigs die Nase rümpfen, wie Mancher, der die Lehren der praktischen Philosophie und anderer sogenannten Brodwissenschaften so leicht hinunter schlingt, über die philosophische Mühle, die Logik, und über das Mehl der Metaphysik spöttelt und bei der Gährung des Disputierens die Achseln zuckt.

Noch könnte man sagen: „wohlan, wenn denn „einmal speculiert werden mußte, um allgemeine

„Grundsätze, die wir freilich nicht entbehren kön„nen, ausfündig zu machen, und die praktischen „Wissenschaften aufs Reine zu bringen; warum „läßt man es nun nicht dabei bewenden? Warum „begnügt man sich nicht damit, daß einst die Phi„losophen ihre Zeit verdarben, und nimmt nun „ruhig Besitz von den Ländern, die sie erobert ha„ben? Warum speculiert ihr noch immerfort mit „eben dem Eifer, womit jene es thaten, die sich „nicht anders zu behelfen wußten? Warum führt „noch bis jetzt jeder Weltweise seine Schüler durch „alle Sandwüsten neben dem Wege, nachdem man „längst schon eine bequeme und sichere Heerstraße „mitten durch dieselben hindurch gefunden und geeb„net hat?"

Auf diesen Vorwurf, den man den Schulen der Weltweisen wol öfter gemacht hat, ist dreierlei zu antworten. Zuvörderst ist es ungegründet, daß noch immer in den speculativen Theilen der Philosophie die Schüler gezwungen werden, eben die Untersuchungen anzustellen, durch welche unsere Vorväter sich den Zugang zu dem Innern des Tempels der Wahrheit zu bahnen suchten. Von unendlich vielen Fragen hat man sich überzeugt, daß sie aus bloßem Mißverstand sind aufgeworfen worden, Eben so viele, über die man ehedem mit unbeschreib-

licher Mühsamkeit grübelte, hat man jetzt sogleich dergestalt abfassen gelernt, daß sie sich gleichsam von selbst beantworten. Und noch andere, über die man lange gestritten hat, ohne voraus zu sehen, wohin sie führen würden, hat man jetzt in den fruchtbarsten Zusammenhang mit den wichtigsten Erkenntnissen gebracht. Ueberdies sind die Mittel, leicht und gewiß zum Resultate der jedesmaligen Untersuchung zu kommen, vervielfältiget worden; die Sprache, die sonst dem Nachdenken unsägliche Hindernisse in den Weg stellte, hat mehr Ausbildung erhalten, und wo es sonst keinen Weg zum Ziele, als durch öde Gegenden gab, in denen es an Ruhepunkten und Merkzeichen fehlte, da hat der Fleiß mehrerer Jahrhunderte gerade Bahnen mitten durch die Wildnisse geöfnet, den Wanderer in den Stand gesetzt, sich leicht zu orientieren, und hie und da künstliche Anhöhen aufgerichtet, wo er neue Kräfte sammlen und zugleich das Vergnügen genießen kann, seinen zurückgelegten Weg mit einem Blick zu übersehen.

Wenn es überdies dem Schüler der Philosophie darum zu thun ist, die Wissenschaft, welche er studiert, deutlich und überzeugend zu fassen, so bleibt ihm schlechterdings nichts anders übrig, als jede Untersuchung, worauf die ihm mitgetheilten Erkennt-

nisse beruhen, selbst anzustellen. Alles, was der Lehrer dabei thun kann, begränzt sich auf Erleichterung und Abkürzung der Mühe; ihn aber derselben ganz zu überheben, ist unmöglich, wenn er nicht in Gefahr kommen soll, so wie man es den Schülern des Pythagoras Schuld giebt, alle ihm abgeforderten Beweise mit einem „Er hat's gesagt" zu führen. Und wie geht es doch zu, daß man sich wundern kann, wenn der Philosoph seinen Zögling durch die Anfangsgründe seiner Wissenschaft leitet, da man ja nichts befremdendes in einem ähnlichen Verfahren anderer Lehrer irgend einer Kunst zu finden pflegt? Verargt man es denn etwa dem Tonkünstler, wenn er seinen Lehrling mit den trokkenen Grundsätzen der Harmonie, der Modulation und des Rhythmus unterhält? Sagt man denn auch zu diesem, er thue etwas überflüßiges, weil diese Dinge längst von einem Rameau oder Bach entschieden sind? Oder findet man nicht vielmehr eine solche Handleitung nothwendig, damit der junge Tonkünstler vertraut mit demjenigen werde, worauf einst seine ganze Virtuosität sich stützen soll? Auch hat es eine ähnliche Bewandniß mit der Bildung junger Leute für alle übrigen Fächer des menschlichen Wissens. Ich weiß zwar wol, daß auch dagegen mancherlei eingewandt zu werden

pflegt, und daß man z. E. an der Art, wie unsere zukünftigen Geistlichen unterrichtet werden, allerlei auszusetzen findet. „Warum, sagt man, muß der „junge Mensch, der bestimmt ist, der Jugend die „vornehmsten Wahrheiten der Religion beizubrin„gen, zu predigen, gute Rathschläge zu ertheilen, „Kranke zu besuchen, zu trauen, zu taufen, war„um muß er in das Innere der Schriftauslegung, „der Bekanntschaft mit den biblischen Sprachen, „der Kirchengeschichte, der dogmatischen Specula„tionen eingeführt werden?“ Nicht darum muß ers, damit er einst dies alles seinen Katechumenen und erwachsenen Zuhörern vortrage, oder mit seinen Kollegen darüber zanke, sondern damit er mit eigenen Augen sehen, sich und andere von den Behauptungen seiner Lehrer Rechenschaft geben, und auch dann auf eigenen Füßen stehen könne, wenn ihm weiter niemand auf seinem Wege die Hand bietet. Soll er denn etwa immer Semler und Michaelis, Eichhorn und Mosheim citieren, so oft ihm selbst irgendwo ein Zweifel einfällt, oder ein Einwurf von einem andern gemacht wird? Oder wird er jene Männer auch nur verstehen, und Geschmack an den Resultaten ihrer Untersuchungen finden, wenn er ihre Entscheidungsgründe nicht kennt, und das Interesse nicht einsieht, welches sie bei ihren Nachforschungen hatten?

Endlich ist auch, trotz allen Speculationen der verflossenen Jahrhunderte, das Gebiet der Philosophie noch bei weitem nicht so vollständig ausgemessen und verzeichnet, daß es darin keine unbekannte Gegenden mehr gäbe, oder man auf keine neuen Entdeckungen mehr hoffen könnte. Hat nicht vor kurzem noch Kant, den ich unsern philosophischen Cook nennen möchte, ganz neue Regionen in dem unermeßlichen Ocean der speculativen Philosophie ans Licht gebracht? Und wenn es gleich immer noch scharfsinnige Denker giebt, welche im vollen Ernst behaupten, er habe nicht neue Länder, sondern nur neue Ansichten der schon bekannten gefunden, oder gar nur die Namen derselben verändert, und etwa eine oder die andere Berichtigung der Länge und Breite ausgemittelt: so ergiebt sich doch wenigstens aus der Theilung der philosophischen Schulen, die er veranlaßt hat, daß wir mit unsern Speculationen noch bei weitem nicht so sehr aufs Reine sind, als man sichs vielleicht eine Zeitlang schmeichelte. Denn so lange noch, nicht ein muthwilliger Spötter, oder ein eingebildeter Schwätzer, sondern ein wahrhaft scharfsinniger Kopf, der in alle Geheimnisse der Speculation eingeweiht ist, sagen darf: „was ihr für bewiesen haltet, ist nicht bewiesen, „und was ihr für Erklärung haltet, ist leerer Wort-

„kram;" und so lange noch diejenigen, deren Besitztum er angreift, nicht im Stande sind, die Gültigkeit ihrer Rechte ohne sonderliche Mühe ausser allen Zweifel zu setzen; so lange liegt es am Tage, daß wir entweder für Wahrheit halten, was nicht Wahrheit ist, oder die rechten Beweise für diese Wahrheit noch nicht gefunden haben, oder doch diese Beweise noch nicht gehörig zu führen wissen; und so lange wird uns wol nichts anders zu rathen seyn, als daß wir nicht müde werden, weiter zu suchen.

Wäre es möglich, daß am Ende doch alles unser Suchen nach mancher Wahrheit und manchem Beweise fruchtlos abliefe: so würde doch darum unsere darauf verwendete Kraft und Zeit nicht verschwendet seyn. Wenn man in England auch vermuthen konnte, daß es keine nördliche Durchfahrt zwischen der alten und neuen Welt geben möchte: so wird man doch nie Ursache finden, die Kosten zu bereuen, welche Cook's letzte Weltumsegelung verursacht hat. Die Schiffskunst hat bei dieser Reise unendlich gewonnen, und die erhaltene Bestärkung in jener Vermuthung wöge allenfalls allein jene Kosten auf. Eben dies ist der Fall mit unsern Speculationen über die ersten Grundsätze des menschlichen Wissens! Gesetzt es zeigte sich endlich, daß sich durch die äußerste Anstrengung unserer Kräfte gewisse Grän-

zen des Denkens, jenseit deren wir jetzt noch zu entdeckende Wahrheiten vermuthen, nicht überschreiten lassen, und daß wir auf gewisse Fragen endlich keine Antwort mehr finden können: so wäre eben diese Entdeckung und die Einsicht der Gründe, worauf sie beruhete, allein ein hinlänglicher Lohn für die durchwachten Nächte, die sie gekostet hätte. Mit dem anhaltenden Forschen und dem Scharfsinn, womit es der Vernunft gelungen wäre, ihre eigenen Kräfte auszumessen, müßte es ihr unausbleiblich glücken, tausend Aufgaben zu lösen, die jetzt in dickes Dunkel gehüllt scheinen; und jene Bekanntschaft mit dem Umfange ihres eigenen Vermögens müßte sie in den Stand setzen, unzählige Zweifel geradezu von sich zu weisen, und die Leerheit eben so vieler scheinbaren Behauptungen ohne Schwierigkeit darzuthun.

„Wie aber, wenn der Philosoph mit seinem „Speculieren Dinge an den Tag brächte, die der Menschheit zum Nachtheil gereichen?" Diese Frage, wenn sie einen Sinn haben soll, muß eigentlich so ausgedrückt werden: „wie wenn der Philo„soph solche Früchte seines Speculierens bekannt „macht, von denen sich Nachtheil für seine Ne„benmenschen besorgen läßt?" Denn so lange er bloß für sich untersucht und das Gefundene in sich

verschließt, kann Niemand Schaden davon haben, als allenfalls er selbst. Und dabei muß ich nur sogleich im voraus bemerken, daß man sich gewöhnlich den Schaden, den ein Buch stiften kann, eben so wie den Nutzen, den man von den Büchern erwartet, viel zu hoch anschlägt. Es giebt junge Männer, denen irgend eine Idee durch den Kopf fährt, die ihnen wichtig und deren Bekanntmachung ihnen heilsam scheint. Augenblicklich sitzen sie am Schreibepult, werfen ihre Gedanken aufs Papier und können nicht die Zeit erwarten, wo sie ihr Werklein gedruckt sehn, weil sie nichts geringeres davon hoffen, als eine gänzliche Revolution in den Köpfen ihrer Zeitgenossen, urplötzliche Abstellung des gerügten Mißbrauchs, oder eben so schnelle Einführung des gutgemeinten Vorschlags. Das Schriftchen erscheint, und Niemand spricht davon; oder macht es auch wirklich einige Sensation, so sind unter den 25 Millionen Einwohnern Deutschlands höchstens einige hundert, die sich die Mühe geben, es zu lesen. Diese sind in ihrer Meinung über die Gedanken des Verfassers getheilt, und unter der Hälfte, die ihm beipflichten, sind vielleicht nicht hundert, denen er einige Wärme für seine Idee mitgetheilt hat, und nicht zehen, bei denen diese Wärme nicht in den ersten acht Tagen abgekühlt wäre.

Selbst bei denen Schriften, die wirklich einen großen Eindruck machen, ist dieser Eindruck doch nicht durchaus der, den der Schriftsteller erwartete; denn es ist unmöglich, seine Leser genau in den Gesichtspunkt zu stellen, aus dem er selbst die Gegenstände ansieht. Und bei einer Nation, die eine ausgebreitete Literatur hat, wird unumgänglich auch der etwanige Eindruck bald wieder durch neuere Schriften geschwächt, es sei nun daß sie demselben entgegen arbeiten, oder daß sie auch nur die Aufmerksamkeit des Lesers wieder auf andere Dinge lenken. So niederschlagend diese, durch die tägliche Erfahrung bestätigte, Wahrheit für die Eitelkeit derer ist, die so gern Weltreformatoren seyn möchten, und es mit dem Aufwande von etlichen Tagen an Zeit und von etlichen Groschen für Dinte und Papier zu werden hoffen: so sehr dient sie doch auch zum Beweise, daß man sich sehr leicht mit der Unrühe über die Schädlichkeit eines Buches eine unnöthige Sorge machen könne. Nur da, wo eben jetzt in dem Geiste eines Volks über gewisse Angelegenheiten des Lebens eine Gährung vorhanden ist, in Republiken, wo Parteien mit Parteien kämpfen, in Zeiten, wo man das Drückende gewisser Mißbräuche eben jetzt empfindet, wo die Menge schon zu gewissen Unternehmungen gleichsam gerüstet ist, und

es

es nur noch darauf ankommt, welche Richtung ihre Thätigkeit nehmen soll; nur da kann ein Schriftsteller Revolutionen bewirken, wenigstens sie befördern und beschleunigen helfen; nur da kann er ausgebreiteten, großen Nutzen, oder Schaden stiften. Und doch kann es nur der Schriftsteller, der auf die Phantasie wirkt, die schon gespannten Saiten anschlägt und in die schon vorhandene Glut bläset *). Von

*) Selbst Revolutionen von der Art, wie z. B. Gellert in Deutschland befördert hat, sind nicht das Werk eines Schriftstellers allein, sondern weit mehr des Zeitpunkts, in welchem er auftritt. Gellert hat den Geschmack am Lesen in ansehnlichen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes geweckt und verbreitet, aber er hat es nicht bloß durch die Faßlichkeit und Reinheit seiner Schreibart, durch die Vortreflichkeit seiner Maximen, und durch die ungeschminkte Einfalt seiner Empfindungen gethan. Gerade in dem Zeitpunkt, in welchem Deutschland einen solchen Schriftsteller hervor bringen konnte, lagen auch die Ursachen, warum ein solcher auf die Nation wirken mußte. Gerade damals war die Sprache so weit gebildet, daß in ihr dergleichen geschrieben werden konnte; die Menge war mit dieser gebildeten Sprache so weit bekannt, daß sie den Dichter, der dieselbe redete, zu fassen im Stande war; die Volksschulen hatten sich so weit über die Barbarei erhoben, daß die Kinder fertig lesen und bei dem Gelesenen ein wenig denken lernten; es war der Grad von Cultur in den Künsten vorhanden, daß einige

diesem ist hier nicht die Rede; sondern von dem, der auf philosophische Speculationen ausging, und was er gefunden hat, der Welt vorlegt. Was ist, nach dieser vorläufigen Bemerkung, von ihm zu besorgen?

Immer wird ein solcher verhältnißmäßig nur von wenigen gelesen, und von noch wenigern verstanden werden. Stiftete er also auch wirklich Scha-

Befriedigung des Geistes ein allgemeineres Bedürfniß ward; der Luxus hatte in den mittleren Ständen die Staffel erreicht, daß man sich nach der Befriedigung jenes geistigen Bedürfnisses zu sehnen anfing; der Buchhandel war so weit gediehen, daß er nun auch auf die Volksklassen Rücksicht nahm, deren Versorgung bis dahin meistentheils das Geschäft der Herumträger gewesen war, die mit gehörnten Siegfrieden, schönen Magdelonen und Eulenspiegeln hausieren gingen. Es hatten in der That die Regierungen durch ihre Anstalten, die Universitäten von den Kathedern, die Kaufleute in ihren Comtoiren, die Künstler in ihren Werkstätten, größtentheils ohne es zu wissen, und ohne es zu wollen, lange daran gearbeitet, die Revolution vorzubereiten, die nun durch Gellert und einige wenige seiner Freunde in den Gang gebracht ward. Dreißig Jahre früher hätten seine Schriften noch nicht die allgemeine Lektüre des Mittelstandes werden können, so wie es dreißig Jahre später nicht mehr einen Autor geben konnte, dessen Werke die ausschließende Leserei eben dieser Klasse geblieben wären.

den, so würde derselbe im Ganzen unmerklich bleiben, wie die schädlichen Dünste, die der Chemist in seinem Laboratorium entwickelt, zwar allerdings die Atmosphäre ein wenig verunreinigen, aber wegen der Größe der Masse, worin sie sich verlieren, weiter keinen Nachtheil erzeugen. Und überdieß würde es unbillig seyn, auch den Schaden, der bloß aus Mißverstand entsteht, auf die Rechnung des speculierenden Kopfs zu setzen. Denn wer sichs einfallen ließe, zu fordern, jedermann müsse so schreiben, daß er nicht mißverstanden werden kann, der könnte nur lieber sogleich alles Schreiben, von den Küchenzetteln an bis zu **Kants Kritik** der reinen **Vernunft** untersagen.

Was der speculierende Philosoph an den Tag bringt, sind entweder Zweifel, oder Irrtümer, oder **Wahrheiten**. Hat er wirklichen Scharfsinn bei seinen Untersuchungen gezeigt, so ist weder in dem einen, noch in dem andern Falle abzusehen, was er damit für Schaden stiften könnte. Zwar ist es möglich, daß auch seichte Köpfe ihn lesen, und ohne alle Untersuchung, dem, was sie zu verstehen glauben, beitreten. Allein theils werden sie nicht viel verstehen, theils wird dies wenige nicht leicht weiter etwas in ihrer ganzen übrigen Denkungsart ändern. Die erste beste Antwort, die sie etwa lesen

oder hören, wird ihre Meinung umstimmen; und wenn sie dieselbe auch behalten, so ist sie doch nicht eine eigentliche Meinung, sondern ein bloßes Wortgeklingel, das eben deswegen ohne Folgen bleibt. Uebrigens giebt es immer nur eine geringe Zahl seichter Köpfe, die das Lesen einer scharfsinnigen Schrift unternehmen, oder es länger als die ersten drei Seiten hindurch fortsetzen. Je scharfsinniger aber der Leser ist, desto weniger wird ihm ein scharfsinniger Schriftsteller gefährlich werden.

Trägt derselbe Zweifel vor, so wird er ihn zu einer genaueren und sorgfältigern Prüfung veranlassen. Die Untersuchung des Autors wird ihn auf die Schwächen seiner sonst dafür gehaltenen unumstößlichen Beweise aufmerksam machen; er wird sie aufs neue der Musterung unterwerfen, und auf jeden Fall dem Manne Verbindlichkeit haben, der ihn das zu thun drang, was er von selbst hätte thun sollen: sich mit Ernst zu fragen, ob er wisse, oder nur zu wissen meine. Findet es sich, daß die Zweifel des Schriftstellers nicht unwiderleglich sind: so ists reiner Gewinn, die sonstigen Beweise um so viel mehr geschärft zu haben, und sie für die Zukunft vor einem ähnlichen Angriff gesichert zu sehen. Lassen sie sich dagegen nicht retten, so ists desto heilsamer, statt der morschen Stütze eine haltbarere zu

suchen, und vielleicht nebenher etwas zu finden, wornach man nicht ausgegangen war, und wodurch die Mühe des Nachforschens reichlich vergolten wird. Es sind überhaupt nur zweierlei Menschen, die den scharfsinnigen philosophischen Zweifler als ein feindseliges Wesen verschreien und behandeln. Die eine Klasse besteht aus Freunden der Bequemlichkeit, denen man niemals einen Dienst thut, wenn man sie aus dem angenehmen Schlummer weckt, in den sie sich zu wiegen gewußt haben, und die nichts herzlicher wünschen, als daß alle Welt so sanft schlummern möchte, als sie selbst; nicht weil sie aus Menschenfreundlichkeit jedem ihrer Nebenmenschen einen gleich behaglichen Zustand des Gemüths gönnen, sondern weil sie immer befürchten, daß die Thätigkeit ihrer Nachbarn mit einigem Geräusch verbunden seyn und sie aufschrecken möchte. Diese sähen es freilich gern, wenn sichs niemals jemand einfallen ließe, im Untersuchen weiter zu gehen, als sie selbst einst mit aller Gemächlichkeit gegangen sind, damit sie nicht etwa Ehrenthalber genöthigt würden, ihre weichen Polster zu verlassen, und jenem zu folgen. Eine andere Klasse besteht aus eingebildeten stolzen Männern, die sich gewöhnt haben, ihre Behauptungen als Orakelsprüche angestaunt zu sehen, und die sich am Ende überreden,

daß sie untrüglich sind, oder doch mit inniger Selbstgefälligkeit lächeln, wenn man sie dafür hält. Diesen wird in der Welt nichts so sauer, als das Bekenntniß: **ich habe geirrt**, oder **ich weis nicht**; und jeder, der sie dahin bringt, diese verhaßten Wörter auszusprechen, greift ihnen ans Herz. Daher die Ungebärdigkeit, womit sie den empfangen, der sichs herausnimmt, an ihren Behauptungen zu zweifeln! Und da es so sehr viel leichter, allenfalls auch sicherer ist, den Zweifler zu verschreien, als sich in einen Kampf mit ihm einzulassen: so ist immer ihr Entschluß schon im Voraus genommen. Ich könnte freilich noch einer dritten Klasse erwähnen, derjenigen nemlich, die sich in irgend einem ungerechten Besitze wissen, und die daher jedesmal zittern, so oft es darauf angelegt zu seyn scheint, ihr Eigentumsrecht in Anspruch zu nehmen. Allein wozu verlöre ich ein Wort, um es noch anschaulicher zu machen, als es an und für sich selbst ist, daß diese, die nur Feinde der Wahrheit sind, weil sie die Gefährtin derselben, die Gerechtigkeit, scheuen, keine Stimme verdienen? Jedem geübten Denker, der zugleich ein treuer Freund der Wahrheit ist, kann es nicht anders als willkommen seyn, den scharfsinnigen Zweifler zu hören, und durch ihn entweder zu einer desto festeren Ueberzeugung, oder zur

Einsicht seines Irrtums geleitet zu werden. Selbst wenn die vorgebrachten Gründe von der Art seyn sollten, daß er nicht gleich auf der Stelle ihre Unzulänglichkeit darthun, oder ihr Uebergewicht anerkennen kann, wird er mit edler Selbstverleugnung sagen: **ich weis nicht**, wenigstens, **ich weis noch jetzt nicht**. Und dies Zurückhalten oder Aufschieben seiner Entscheidung wird ihn wenig in seiner Ruhe stöhren; denn es muß ihm auf seiner Wanderung durch die Gefilde der Erkenntniß oft genug der Fall vorgekommen seyn, wo er zu beiden Seiten Scheidewege liegen lassen, und so lange der geebneten Bahn folgen mußte, bis sein Weg ihn wieder einmal in diese Gegend führte, und er nun, ohne weitere Gefahr sich zu verirren, auf den Seitenwegen fortgehn konnte, um sich zu überzeugen, welcher unter allen mit mehr oder weniger Krümmung zu demselben Ziele führte, welcher sich in unwegsamen Sümpfen oder unfruchtbaren Einöden verlöre, und welcher ihn zwar in andere, aber vielleicht noch angenehmere benachbarte Felder brächte. Du aber, gutherziger redlicher Mann, der du gewohnt bist, auf der offenenen Heerstraße deinen Geschäften nachzugehen, und entweder niemals Zeit hattest, zur Rechten und zur Linken die Gegend umher zu untersuchen, oder der du die

Kraft, die dir diese Abschweifungen gekostet haben würden, mit Sorgfalt zur Betreibung deines Gewerbes aufspahrtest, zittere nicht, wenn du neben dir Männer mit geographischen Charten und Werkzeugen der Meßkunst in der Hand, bald vorwärts bald rückwärts, jetzt in den Wald, jetzt gegen die Sümpfe zu, umher irren siehst. Laß sie immer den Versuch machen, ob sie noch einen kürzeren und bequemern Weg entdecken können. Gelingt es ihnen nicht, so werden sie von selbst schon wieder zu deiner alten Heerstraße zurück kehren; und sind sie glücklich, so erspahren wenigstens deine Nachkommen einst einen Theil der Mühe, die du gern auch gespahrt hättest, wenn man vor deiner Zeit schon auf diese Wegebesserung gefallen wäre. Laß es übrigens ruhig dahin gestellt seyn, wenn sie von kürzeren und bequemeren Wegen reden; gehe den Deinen, so lange du noch keinen besseren kennst, oder dich nicht ohne Bangigkeit von ihm trennen kannst. Nur vergiß nicht, daß du auch diesen nicht haben würdest, wenn nicht vor dir Andere, vielleicht mit noch größerer Mühe und Gefahr, ihn aufgesucht hätten.

Trägt der speculierende Philosoph Irrtümer vor, so hat es damit fast durchaus dieselbe Bewandniß, wie mit den Zweifeln; nur ist von jenen noch leichter ein Schade zu erwarten, als von diesen. Ein

Schriftsteller, der bloß darauf ausgeht, zu untersuchen, ob Gründe die man für vollgültig zu halten gewohnt ist, es wirklich sind, ohne weiter für oder wider die Wahrheit zu entscheiden, macht nicht leicht so vielen Eindruck auf den Leser, als einer, der selbst ein Urtheil fällt. Der Zweifel scheint immer eine gewisse Schwäche anzukündigen, und der Leser, der nicht im Stande ist, vollständig zu prüfen, bleibt immer geneigt, ein Mißtrauen in die Gründlichkeit dessen zu setzen, der sich nicht getraut, einen Ausspruch zu thun. Die Zuversicht dagegen, womit jemand seine Gedanken als ausgemacht aufstellt, flößt immer eine Art von Achtung ein; und so können allerdings Gemüther, die sich selbst nicht viel zutraun, leicht hingerissen werden, den Irrtum des Philosophen hin zu nehnem, und seine scheinbaren Gründe für entscheidend zu halten. Allein auch hierbei treten wieder verschiedene Betrachtungen ein.

Entweder der Urheber des Irrtums ist ein scharfsinniger, selbstdenkender Kopf, oder nicht. Findet das leztere Statt, sind seine falschen Schlüsse aus unbestimmten, schwankenden Begriffen abgeleitet, oder hat er nicht überall für einen genauen Zusammenhang seiner Ideen gesorgt: so wird er niemals Aufsehen erregen; er wird sich von den Bücherrichtern als ein schaler Kopf verurtheilt sehn, und eini-

ge wenige Lichtstrahlen, die auf seine Ausgeburt geworfen werden, stellen dieselbe in ihrer ganzen Blöße dar. Wäre also auch eine kleine Zahl von Lesern, die ihn an Einsichten nicht übertreffen, durch ihn bethört worden: so würden sie sich doch bald ihrer Uebereilung schämen, und aufhören Anhänger eines Führers zu seyn, der ihnen so wenig Ehre macht. Ist dagegen der Erfinder einer irrigen Behauptung ein Mann, der wegen der Art, wie er seine Untersuchungen anstellt, Achtung verdient: so kann man auch sicher überzeugt seyn, daß er mehr Nutzen, als Schaden, stiften wird. Es tritt bei ihm alles ein, was ich vorher von dem scharfsinnigen Zweifler gesagt habe; denn sein Widerspruch gegen eine anerkannte Wahrheit ist im Grunde ein mittelbarer Zweifel an den Beweisen derselben, und je scheinbarer er seinen Irrtum zu machen gewust hat, desto mehr nöthigt er die Vertheidiger der Wahrheit, das eigentümliche Licht derselben in seinem vollen Glanze darzustellen. Dies giebt eine herrliche Uebung des Scharfsinns und kann unmöglich anders als mit großem Gewinn für die Wahrheit verbunden seyn! Jeder in Untersuchung gezogene, unbestimmte Begriff muß dabei genau entwinkelt, jeder geprüfte Beweis mit neuer Stärke versehen, jeder dem Angriffe bloßgestellter Satz mit bessern Vormauern ausgerü-

ſtet werden. Sicher darf ich mich auf das Zeugniß aller Freunde der Philoſophie berufen, daß ſie das meiſte von ihrem gründlichen Wiſſen aus philoſophiſchen Streitſchriften gelernt haben.

Beim Leſen eines im Lehrton geſchriebenen Werkes begegnet es uns allzuleicht, daß wir uns bei aller Wahrheitsliebe von dem Verfaſſer unvermerkt für ſeine Meinungen einnehmen laſſen, ohne überall mit der nöthigen Strenge zu prüfen, ob er uns unſern Beifall abnöthigt, oder ihn nur erſchleicht. Der ruhige Gang der Unterſuchung hat an und für ſich etwas einſchläferndes, und da es unmöglich iſt, die Aufmerkſamkeit immer in einer gleichen Spannung zu erhalten, ſo entwiſcht uns allzuleicht eine kleine Unbeſtimmtheit, oder eine kleine Lücke in der Kette der Schlüſſe. Selbſt die Begierde, das Ganze zu überſchauen, läßt uns nicht Muße genug, jeden einzelnen Theil mit gehöriger Sorgfalt zu muſtern. Bald hoffen wir, der etwa wahrgenommene Mangel der Bündigkeit einer einzelnen Stelle werde weiter auf das Folgende keinen Einfluß haben, bald ſuchen wir, um nur vorwärts zu kommen, dem Verfaſſer einen richtigern Sinn unterzuſchieben, und vergeſſen dann, zu bemerken, daß unſere Aenderung ſeinem Räſonnement eine andere Richtung gegeben haben würde.

Bei Streitschriften dagegen behält der Schriftsteller immer seinen Gegner im Auge; sobald er eine Behauptung wagen will, fragt er sich im Stillen: „wird jener dich nicht vielleicht unrecht verstehn? und was könnte er dir vielleicht für Einwendung machen?“ dies macht ihn behutsam, sich nicht die kleinste Zweideutigkeit entwischen zu lassen, nirgends Blößen zu geben, und nichts als bewiesen voraus zusetzen, was noch eines Beweises bedarf. Daher denkt er nicht nur für sich selbst mit größerer Sorgfalt nach, sondern dehnt eben diese Sorgfalt auch auf alle Theile seines Vortrags aus. Je wichtiger sein Gegner ist, und jemehr derselbe Aufmerksamkeit erregt hat, desto stärker leuchtet ihm die Nothwendigkeit ein, sich mit den besten Waffen zu versehen, und sie mit der größesten Kunst zu gebrauchen. Auch der Leser wird durch Streitschriften weit mehr, als durch ruhig lehrende Vorträge, zu einer größeren Anstrengung des Nachdenkens gezwungen. Er hat immer das Gefühl eines Richters, vor dessen Tribunal zwei entgegen gesetzte Parteien erscheinen. Er muß schlechterdings, wenn er nicht ganz vergeblich lesen will, Vergleichungen anstellen, Gründe gegen Gründe abwägen, und sichs jedesmal bewust werden, wie viel durch das Vorgetragene die streitigen Punkte in ein anderes Licht ge-

stellt werden. Dies schärft die Urtheilskraft ungemein, und befördert helle, bestimmte und geprüfte Einsicht, wozu man vielleicht, ohne den scharfsinnigen Irrtum niemals gelangt wäre.

Zwar ists möglich, daß mehrere Leser blos mit jenem Irrtum und nicht mit der Widerlegung desselben bekannt werden, daß sie nicht selbst im Stande sind, eine genaue Prüfung anzustellen und folglich niemals davon zurück kommen. Dies ist denn allerdings ein Uebel; allein bei weitem kein so erhebliches Uebel, daß es nicht immer noch von dem Nutzen, den freie Untersuchung im Allgemeinen stiftet, genugsam überwogen werden sollte. Wollen wir deswegen, weil ein ans Licht gebrachter Irrtum hie und da einen Kopf verwirren kann, auf allen den Vortheil Verzicht thun, den der menschliche Geist von seiner rastlosen Thätigkeit im Erforschen der Wahrheit zieht? Wollen wir deswegen den Gebrauch des Feuers abschaffen, unsere Speisen roh verzehren, im Winter vor Kälte starren, Abends im Finstern sitzen und allen Werkzeugen der Bequemlichkeit, die wir nur durch das Feuer erhalten können, entsagen, weil sich bisweilen eine Köchin verbrüht, oder ein Kind sich am Lichte verbrennt, oder ein Haus, ja wol eine ganze Stadt, in Flammen aufgeht? So wenig diese letztern Unglücksfälle unter:

bleiben können, wenn man den freien Gebrauch des Feuers als etwas Wohlthätiges beibehält, eben so wenig wird jemals die Erfindung vielfacher Irrtümer von dem freien Gebrauche der Vernunft zu entfernen seyn. Eine gute Policey sucht die mögliche Schädlichkeit des erstern dadurch zu vermindern, daß sie ein aufmerksames Auge auf die Anlegung solcher Gebäude hat, wo am ersten die Feuersgefahr entstehen und gefährlich werden könnte; und weil sie weis, daß auch damit noch nicht alles gethan ist, sorgt sie auch für Anstalten zum Löschen; nur über die kleinern Unglücksfälle einzelner Personen bleibt sie unbekümmert, weil alle Veranstaltungen, die sie dagegen treffen könnte, unausbleiblich größere Nachtheile erzeugen müsten. So sollte auch jeder Staat, um der Schädlichkeit der Irrtümer entgegen zu arbeiten, für die möglichste Vollkommenheit des Unterrichts in jeder Wissenschaft, worin Irrtümer den meisten Schaden anrichten können, die grösseste Sorge tragen, und dann immer bemüht seyn, Männer zu besitzen, die mit Scharfsinn und Gründlichkeit der Ausbreitung verderblicher Lehrmeinungen durch das einzige, wodurch sie sich hemmen läßt, durch augenscheinliche Widerlegung, entgegen arbeiten können. Allein weder jenes, noch dieses, kann der Staat, wenn er nicht Freiheit der Untersuchung be-

günstigt, weil es ohne sie weder aufgeklärte Lehrer der unentbehrlichsten Wissenschaften, noch kühne und geschickte Vertheidiger derselben geben kann. Alles ängstliche Bemühen, auch noch auf andern Wegen dem Uebel entgegen zu arbeiten, und wol gar jedem einzelnen Ausbruch desselben Schranken zu setzen, zieht Lähmung des Geistes nach sich und schwächt gerade die Kraft, die allein im Stande wäre, das Heilsamere zu bewirken.

Uebrigens gilt, was ich oben von dem geringen Einfluß der Bücher auf die Nationaldenkungsart sagte, von speculativen philosophischen Schriften doppelt. Der Mensch ist ein höchst inconsequentes Geschöpf, das heißt, er bleibt seinen Grundsätzen über alle Maßen wenig getreu. Nur eine kleine Zahl von Personen, die sich viel mit sich selbst beschäftigen und endlich die Fertigkeit erlangen, den entfernten Weg von ihren Meinungen bis zu ihren Thaten zu übersehen, die Uebereinstimmung zwischen beiden im Auge zu behalten und darin einen wesentlichen Theil ihrer Glückseligkeit zu finden, nur diese kleine Zahl ändert ihr Verhalten, wenn sich ihre Theorie verändert. Bei dem ungleich grösseren Theile der Menschheit scheinen Einsichten und Entschließungen, jede ihr Wesen für sich zu treiben. So wenig sie alles das Gute thun, was sie ihrer Einsicht ge-

mäß thun müßten, eben so wenig thun sie auch alles Böse, wozu sie sich aus einem Irrtum berechtigt glauben könnten. Dies geht in der That so weit, daß Manche daraus eine gänzliche Gleichgültigkeit theoretischer Wahrheiten und Irrtümer haben herleiten wollen; jedoch mit Unrecht! denn ohne alle Folgen bleibt die Einsicht niemals, und vornehmlich nicht diejenige, die sich mit der ganzen Denkungsart eines Menschen verwebt hat. Aber so viel ist gewiß, daß man, bei der großen Mannigfaltigkeit der Bewegungsgründe, die den Menschen zu seinen Handlungen treiben, unausbleiblich einen Fehlschluß macht, wenn man nach Maßgabe einer gewissen Erkenntniß, berechnen will, wie sein Verhalten ausfallen müßte; daß man folglich auch in seiner Besorgniß viel zu weit geht, wenn man voraussetzt, ein gewisser Irrtum, der sich in einige Köpfe einschleicht, werde in denselben alle die Verwüstungen in Absicht auf ihre Handlungsweise und auf ihr Gefühl der Glückseligkeit hervorbringen, die nach den Regeln der Logik daraus fließen. Am allerwenigsten ist dies von den eigentlich speculativen Sätzen zu befürchten. Unter tausenden, die sich dieselben denken, ahnden kaum zehen ihren Einfluß auf das Leben, und kaum einer nimmt denselben länger als in der Stunde wahr, in welcher er sich eben mit dem Nachdenken

darüber beschäftigt. Während der Speculation beschaut man einen Satz, abgesondert von allen übrigen menschlichen Angelegenheiten, höchstens sieht man ihn in der Verbindung mit einer Reihe von andern Ideen auf- und abwärts; im Gebiete der Wahrheit selbst ist dagegen alles gleichsam netzförmig verbunden: nicht bloß vor und hinter sich, sondern auch nach allen Seiten hin. Und eben so ist es auch in der Welt, und in den Angelegenheiten der Menschen. Wer sich daher auch bei seiner Speculation irgend einen irrigen Satz noch so sehr im Zusammenhang mit praktischen Regeln gedacht hat, wird doch bei der Anwendung desselben auf die wirkliche Welt und auf sein Thun und Lassen einmal über das andere auf Widersprüche und Lücken stossen; und weil sich das, was wirklich ist, nicht nach seinen Ideen richtet, so wird er bald entweder diese Ideen aufgeben, oder sich, trotz denselben, nach den wirklichen Dingen richten müssen. Der gesunde Menschenverstand, das heißt, die Beurtheilung der Gegenstände nach Maßgabe dessen, worin alle Erscheinungen des Lebens zusammenstimmen, wird niemals durch falsche Schlüsse vom Thron gestürzt werden. Wie z. E. jemand sich in die Theorie von der Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen hinein räsonnieren könne, begreife ich sehr wohl; aber unbe-

greiflich würde es mir seyn, einen Menschen zu finden, der nicht, troz seiner irrigen Theorie, durchaus so handelte, als ob er von der Freiheit des Willens überzeugt wäre. Hat es doch Philosophen gegeben, die sich überredet hatten, daß es außer ihnen keine wirklichen Dinge gebe, und daß alles, was sie sich als außer sich vorstellten, nichts weiter, als lauter Vorstellungen (etwa wie die Dinge, die man im Traume zu sehen glaubt) wären; und dennoch aßen und tranken sie, schrieben Bücher, gingen spazieren und zankten sich mit ihren Gegnern eben so, als wenn sie alles Wirkliche für wirklich hielten.

Wenn diesem zu Folge von der Bekanntmachung speculativer Zweifel und Irrtümer keine sonderliche Gefahr zu fürchten ist: so kann es noch ungleich weniger zu besorgen seyn, daß der Philosoph durch Entdeckung speculativer Wahrheiten Schaden stiften sollte. Wahrheit kann an und für sich niemals verderblich seyn; denn sonst müste Wahrheit und Wohlfahrt mit einander in Widerspruch stehen; es müste eine Art von Glückseligkeit geben, die nur bei der Unwahrheit bestehen könnte, daß heißt mit andern Worten: es müste Vollkommenheiten (denn darin besteht doch wol Glückseligkeit?) geben können, deren Wesen Unvollkommenheit (denn das ist doch wol Unwahrheit?) wäre!

Wenn man behauptet, daß man mit der Bekanntmachung gewisser Wahrheiten vorsichtig zu Werke gehen müsse: so kann man dabei nur die Rücksicht im Sinne haben, die der Weise billig auf seine schwächeren Brüder nimmt. In den Köpfen des großen Haufen können sich gewisse Irrtümer festgesetzt, und dergestalt mit ihrer ganzen Denkungsart verwebt haben, daß die plötzliche Einsicht der entgegen gestellten Wahrheit in der That Verwirrung anrichten würde. Jene Irrtümer sind zwar an und für sich Uebel und ziehn auch andere Uebel nach sich, aber die unvorbereitete Bekanntschaft mit der Wahrheit würde noch größeren Schaden anrichten, und zwar darum, weil sie nicht auf einmal in die ganze Denkungsart übergehen, folglich die ungeübte Vernunft in ein Labyrinth von Widersprüchen stürzen würde. Auch die ungeübte Vernunft ist Vernunft, und kann eben so wenig als die geübteste etwas Widersprechendes annehmen; da sie aber nicht im Stande ist, den Zusammenhang der Wahrheiten zu verfolgen, und jede ihrer Ideen zu entwickeln, da sie folglich auf Irrtümer stoßen und dabei stehen bleiben muß, und doch ein Irrtum nie mit allen übrigen Wahrheiten zusammenpassen kann: so sucht sie sich gemeinhin damit zu helfen, daß sie zu einem Irrtum den zweiten er-

findet, der sich mit jenem so zusammen stellen läßt, daß sie die ihr unentbehrliche Wahrheit daraus folgern kann. „Man muß dem Ynca gehorchen," war eine für den Peruaner unentbehrliche Wahrheit. Die Gründe, worauf dieser Satz beruhte, konnte sich der arme Wilde nicht entwickeln, er gab ihm also die Stütze eines doppelten Irrtums, nemlich 1) „der Ynca ist von der Sonne entsprossen, und 2) dem Abkömmling der Sonne gebührt „Gehorsam." Jedermann der den ersten falschen Satz angegriffen und die Wahrheit „der Ynca ist „menschlicher Abkunft," bekannt gemacht hätte, ohne auch an die Stelle des zweiten die besseren Gründe des Gehorsams gegen die Obrigkeit zu setzen, der würde jene unentbehrliche Wahrheit, ohne welche keine Ruhe im peruanischen Staate statt finden konnte, wanckend gemacht, und damit ein größeres Uebel bewirkt haben, als beide Irrtümer stifteten, so lange sie neben einander standen.

Wer sich die Mühe geben will, genau zu zusehen, warum die Bekanntmachung gewisser Wahrheiten von einer oder der andern Seite gefährlich scheint, der wird immer bemerken, daß es im Grunde nur darum mißlich ist, weil es kein Mittel giebt, in alle die Köpfe, deren sich der Irrtum bis dahin bemächtigt hatte, auch zugleich alle die

übrigen Wahrheiten zu bringen, die erst mit diesen einigen zusammen genommen ein Ganzes ausmachen, und an die Stelle der mit einander verbundenen Irrtümer treten könnten. Und daher ist menschenfreundliche und weise Behutsamkeit die Pflicht desjenigen, der wirklich Gutes durch Verbreitung eines mehreren Lichtes befördern will.

Jedoch auch diese Behutsamkeit kann in übertriebene Aengstlichkeit ausarten; und wird in der That lieblos, wenn sie so weit geht, daß der, welcher Kraft, Gelegenheit und Veranlassung hat, heilsame Wahrheiten auszubreiten, sich dadurch zur allzu großen Schonung, folglich zur Befestigung des Irrtums verleiten läßt. Irrtum bleibt doch immer ein Uebel, und stiftet immer Schaden. Selbst wo er in Verbindung mit andern Irrtümern eine erbettelte Stütze für etwas Gutes abgiebt, ist es nicht nur übel, daß dies Gute sich mit einer erbettelten, folglich äußerst hinfälligen, Stütze behelfen muß, da es doch eine bessere, unerschütterliche haben könnte; sondern es wird sich bei sorgfältiger Prüfung immer auch zeigen, daß nähere oder entferntere Ungemächlichkeiten im Gefolge jener wohlthätig scheinenden Irrtümer einhertreten. Und bei eben dieser Prüfung wird man immer auch finden, daß in dem ganzen Zusammenhange der Wahr-

heiten, deren Einsicht dort unentbehrlich wäre, es hie und da eine giebt, die ohne alle Gefahr gleichsam voran geschickt werden kann, um den übrigen eine gute Aufnahme vorzubereiten. Der menschenfreundliche Weise verfährt in einem solchen Falle, wie der kluge Baumeister, der die morschen Pfeiler eines Gebäudes nicht eher wegbringt, als bis er es mit neuen versehen hat, und diese neuen so allmählig unterbringt, daß die Einwohner noch immer Theile des Hauses übrig behalten, wo sie ungestöhrt und sicher wohnen können.

Ich will mich an dem Beispiel, welches ich vorhin von den Peruanern hernahm, deutlicher erklären. Es war doch immer nicht gut, daß diese armen Wilden ihre Yncas für Kinder der Sonne hielten; denn aus diesem Irrtum folgten tausend Abgeschmacktheiten, die der Nation höchst lästig wurden, wie denn z. B. bei dem Tode eines Ynca mit seinem entseelten Leichname zugleich seine Weiber und sein Gesinde verbrannt zu werden pflegten. Gesetzt ein Weiser in Peru hätte diesen Uebeln entgegen arbeiten wollen, so würde er schwerlich wohl gethan haben, wenn er gleich Anfangs mit der Wahrheit aufgetreten wäre: „die Yncas sind „nicht Kinder der Sonne.“ Hätte das Volk ihn gehört, und sich von ihm überzeugen lassen, so

hätte die Folge davon nicht leicht eine andere seyn können, als Empörung und alle Greuel der Anarchie und des Bürgerkriegs. Was hätte ihn aber hindern können, den zweiten Irrtum: „man muß „dem Ynca gehorchen, weil er ein Abkömmling „der Sonne ist," durch allgemeinere Verbreitung der Einsicht in die besseren Gründe des bürgerlichen Gehorsams entgegen zu arbeiten? Hätte er ganz behutsam verfahren wollen, so hätte er nicht einmal nöthig gehabt, des Irrtums zu erwähnen, sondern hätte sich begnügen können, das Volk immer mehr mit den großen Vortheilen bekannt zu machen, die eine Nation genießt, wenn sie sich unter einem Oberhaupte vereinigt, ihre Sicherheit und die Vermehrung ihres Wohlstandes gemeinschaftlich zu befördern. Die Yncas mochten so elend regieren, wie sie wollten, bei einem Volke das einmal an die Mißbräuche gewohnt war, konnte es ihm nicht schwer werden, das Wohlthätige, welches ihre Regierung gewiß auch hatte, in ein helles Licht zu setzen, und dadurch den Gehorsam, der sich sonst allein auf einen Irrtum gestützt hatte, auf Einsicht der Pflicht und auf Liebe zu bauen.

Wenn es einem Schriftsteller wahrhaftig darum zu thun ist, die Summe des Guten unter seinen Zeitgenossen und Nachkommen zu vermehren: so

wird er sichs gewiß auch angelegen seyn lassen, so viel an ihm ist, dem Mißbrauche und den unrichtigen Deutungen seiner Ideen vorzubeugen. Und je deutlicher er selbst den Zusammenhang der Wahrheiten einsieht, je mehr er mit den Verbindungen bekannt ist, worin sich das Volk gewisse irrige Begriffe zu denken pflegt, desto leichter wird er unter denen Wahrheiten, womit er es vertraut machen will, die allgemeine Aufmerksamkeit zuvörderst auf diejenigen lenken, deren Einsicht den üblen Folgen am sichersten zuvorkommt, und dem weiteren Fortgange einer heilsamen Erkenntniß zur Grundlage dienen kann. Der allgemeine Prüfestein aber, wornach Meinungen zu beurtheilen sind, kann nie ihre Zuträglichkeit, sondern muß immer ihre **Wahrheit** seyn.

Das **Wahre** allein hat überall Zusammenhang: nirgends kann es weder in der wirklichen noch in der Ideenwelt etwas wahrhaft Gutes und Nützliches geben, womit es in einem wirklichen Widerspruch stünde. Von welchem Punkte wir in der moralischen oder physischen Welt ausgehn, nie haben wir zu befürchten, daß irgend eine Wahrheit unsern Fortschritt hemmen werde. Welchen Zweig unserer Glückseligkeit wir bearbeiten mögen, nie ist zu be-

sorgen, daß eine Wahrheit uns den reellen Genuß derselben einschränken werde. Wo wir im Besitz der Wahrheit sind, haben wir uns nie zu ängstigen, daß irgend eine richtig beobachtete Erscheinung in der Natur, oder eine wirkliche Entdeckung im Reiche des Nachdenkens uns aus demselben verdrängen werde; vielmehr können wir, mit der völligsten Zuversicht, von jener, wie von dieser, immer schon im Voraus eine neue Befestigung in unserm Besitz erwarten. Nur da können wir also bei unserm Genuß des Guten ruhig seyn, wo wir es uns bewust sind, daß er sich auf Wahrheit gründe, und nur die Meinung wird in jedem Zustande unseres Daseyns als reiner Gewinn erscheinen, die den Prüfestein der Wahrheit aushält.

So lange wir dagegen unsere Meinungen nur nach ihrer Zuträglichkeit beurtheilen, so lange sind wir immer in Gefahr, alles, womit wir uns geschmeichelt haben, zu verlieren; und stehen wir wirklich in einem Irrtum, so kann selbst der Gewinn, den wir davon in Rechnung bringen, immer nur einseitig und scheinbar seyn: wir täuschen uns entweder damit, daß wir etwas als Vortheil anschlagen, was gar kein Vortheil ist, oder daß wir den überwiegenden Nachtheil, den wir zugleich leiden,

nicht inne werden, weil es uns an dem gehörigen Ueberblick unsers ganzen Zustandes mangelt *). Denn aller Zusammenhang, in den wir einen Irrtum mit der wirklichen Welt bringen, ist immer nur erkünstelt, und reicht daher immer auch nur auf eine gewisse eingeschränkte Reihe von Dingen aus. Diesen Dingen können wir so viel Gewalt anthun, daß sie mit der Zeit eine Stellung annehmen, in wel-

*) Der Wilde z. E. der den irrigen Satz annimmt: „der Mensch sei besser daran, der nicht durch Gesetze gebunden ist, als der, welcher ihnen gehorchen muß," wird in der Berechnung seines Wohlstandes unausbleiblich auf diese zwiefache Weise fehlen. Zuvörderst wird er es, als einen wirklichen Genuß seines Lebens anschlagen, daß er sich selbst Genugthuung verschaffen kann, wenn er beleidigt ist. Er hält die Befriedigung seiner Rachsucht und das Austoben seiner empörten Leidenschaft für einen Vortheil, ohne zu bedenken, daß die Unterwürfigkeit unter Gesetzen uns die nöthige Genugthuung viel sicherer verschaft, ohne uns der Gefahr auszusetzen, die bei der Selbstrache immer zu befürchten steht, sobald unser Beleidiger uns überlegen ist. Hiernächst wird er es nicht einmal inne, daß er bei seinem gesetzlosen Zustande so viele andere Hülfsmittel zu einer erhöheten Glückseligkeit entbehrt; denn er kennt den Vorzug eines ruhigen Gebrauches seiner Kräfte, und die Vervielfältigung des Lebensgenusses nicht, die aus der regelmäßigen Verbindung der menschlichen Gesellschaft entspringt.

cher der Widerspruch, der in unsern Vorstellungen herrscht, verdeckt bleibt; aber darum verschwindet er doch nicht, und hat unausbleiblich seinen schädlichen Einfluß, wir mögen ihn bemerken oder nicht.

Im Grunde ist das Vorurtheil von der Zuträglichkeit eines Irrtums immer nur die Folge von der Unwissenheit. Man hat sich in einem solchen Falle einen kleinen Bezirk von Kenntnissen abgesteckt, innerhalb dessen man sich umher treibt, und gewöhnt sich endlich, alle Gegenstände, die man entdeckt, nur gerade von der einen Seite anzusehn, wo sie eben so viel Schatten haben, als erforderlich ist, um das Ganze in der sogenannten zuträglichen Dämmerung zu lassen; von dem gränzenlosen Felde jener Wahrheiten aber, womit der Irrtum in Widerspruch steht, kommt kaum eine Ahndung in die Seele. Diejenigen z. B. die den guten Galiäi deswegen verdammten, weil er behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne, und nicht diese um jene, überredeten sich, daß sie sich bei ihrem Irrtum vollkommen wohl befänden, und sahn an dem Kopernikanischen Weltsystem nichts, als den scheinbaren Widerspruch, in welchem es mit der Bibel zu stehen beschuldigt ward; aber davon ahndeten sie nichts, daß dies verworfene System, ohne dem Ansehn der heiligen Schrift Abbruch zu thun, in dem folgenden

Jahrhundert die ganze cultivirte Welt zu einer so viel richtigeren, erhabenern und nutzbarern Erkenntniß von dem Weltgebäude führen, zur innigeren Bewunderung und Anbetung des Allmächtigen leiten und dem Schiffer vielfache Mittel verschaffen würde, sich mitten auf dem Oceane zu orientieren. Statt dieses einzigen Beispiels ließen sich tausende anführen, wo ein Irrtum lange für zuträglich gehalten ward, wo aber durch die Entdeckung der Wahrheit ein schärferes Licht auf die Gegenstände geworfen ward, und damit Vortheile sichtbar wurden, die man bis dahin nicht hatte vermuthen können. Freilich ward bißweilen das an die Dämmerung gewöhnte Auge eine Zeitlang von der Empfindung beschwert, die aus dem plötzlichen Anblick eines helleren Lichtes entspringt; aber hatte es erst den größeren Glanz ertragen gelernt, so ward es theils dadurch entschädigt, daß es nun um so viel deutlicher sah, theils gewann es, durch die überall zurück prallenden Strahlen, auch einen desto weiteren Gesichtskreis.

Ich verliere hierbei keineswegs aus den Augen, was ich kurz zuvor zur Verminderung der Besorgniß des Schadens gesagt habe, den der speculierende Philosoph durch bekannt gemachte Irrtümer anrichten könnte. Dort war die Rede von dem Falle,

wenn jemand durch seine Speculation auf irgend einen irrigen Satz geleitet würde, wovon seine Leser sonst die entgegen gesetzte Wahrheit bei ihrem Verhalten zum Grunde gelegt hätten, oder dessen Gegenstand ihr Nachdenken biß dahin noch gar nicht beschäftigt hätte. Und davon behauptete ich, daß ein solcher immer, unter andern auch deswegen, nur ein unbeträchtliches Unheil anrichten würde, weil man früh genug den Widerspruch entdecken müste, in welchem der neue unrichtige Satz mit dem gesunden Menschenverstande stünde. Hier ist dagegen die Rede von der Schädlichkeit solcher Irrtümer, die sich schon eine lange Zeit in einem unrechtmäßigen Besitze behauptet haben. Diese, sage ich, stiften immer einen überwiegenden Schaden, und eben darum ist jede Wahrheit überaus wohlthätig, die sich demselben entgegen stellt. Jemehr sich ein Irrtum mit der Denkungsart eines Volkes verwebt hat, desto größer ist das Maß der Uebel, die er verbreitet. Er hängt sich allmählig an eine Menge wichtiger Begriffe, und mischt ihnen mehr oder weniger von seiner eigenen Unlauterkeit bei. Unzählige Dinge werden nach und nach so gestellt und geformt, daß der Irrtum sich ihnen, oder sie sich dem Irrtum anpassen lassen. Dadurch kommt er in einen so vielfachen, freilich immer nur erkünstelten, Zusam-

menhang, daß er von allen Seiten her gehalten wird. Selbst der Sprachgebrauch empfindet seinen Einfluß, schmiegt sich mehr und mehr den verworrenen Ideen an, und wird damit ein Hülfsmittel, den Mangel an Licht und Bestimmtheit in den Vorstellungen zu verdecken. Es kann nicht fehlen, daß gute Köpfe nicht, bei mehrern Untersuchungen, den Irrtum ahnden sollten; aber theils werden sie schüchtern gemacht, ihren Einsichten zu trauen, wo sie die allgemeine und verjährte Meinung eines ganzen Volkes wider sich haben; theils ist es ein überaus mühsames, und meistentheils undankbares Unternehmen, alle die falschen Stützen aufzusuchen und hinweg zu schaffen, auf die sich der Irrtum so lange lehnte. Daher kommt es, daß Irrtümer, wenn sie sich erst bei einer und der andern Generation erhalten haben, oft Jahrhunderte lang alle Vorrechte der ausgemachten Wahrheit üben. Und ihre Schädlichkeit wird wahrlich dadurch um nichts vermindert, daß das Volk nichts davon ahndet, und sich wol gar durch sie in den Besitz manches Guten gesetzt glaubt; denn eben dies ist ein Beweis, wie groß die Verwirrung der Begriffe und die Verstimmung aller damit zusammen hängenden natürlichen Verhältnisse seyn müsse.

Sehr verdient macht sich daher derjenige um das menschliche Geschlecht, der eine Wahrheit ans Licht zieht, die so lange verkannt ward. Ihm gebührt nicht bloß die Ehre eines denkenden und kühnen Kopfes, der scharfen Blick genug hatte, um die tief versteckten Schlupfwinkel des Irrtums zu entdecken, und Muth genug, um sich über Vorurtheile, die er selbst, sowohl als seine Zeitgenossen eingesogen hatte, hinweg zu setzen; sondern er hat auch Anspruch auf den Dank aller derer, denen er mit der helleren Fackel voranging, um ihnen das Nachtreten in seine Fußstapfen, und dann das Weitergehen zu erleichtern *). Wer schätzt die geheiligten Rechte der Menschheit und der gesunden Vernunft, der nicht die Namen eines Luthers und Thomasius mit Ehrfurcht nennt? Was thaten sie aber anders, als daß sie

*) Ich habe wol kaum nöthig, hier gegen alle Mißdeutung, noch einmal zu erinnern, daß ich nur von **Wahrheit** und nicht von solchen vermeinten Entdeckungen rede, die irgend ein unreifer Kopf aus der Luft gegriffen hat, und gleich dem Universalarzeneipfuscher, als das Gegengift gegen alles Weh der Erde, ausposaunt. Eben das ists, worauf ich hier dringe, daß der, welcher einen Satz empfielt, die **Wahrheit** desselben darthun müsse. Die Zuträglichkeit desselben wird sich dann schon von selbst finden!

Wahrheiten ans Licht brachten, die in ihrem Jahrhunderte für verderblich angesehen, und als solche, von dem grössesten Theile ihrer Zeitgenossen verurtheilt wurden? Hat es sich nicht dennoch, durch die Erfahrung folgender Jahrhunderte bewiesen; daß man ihnen unrecht that, wenn man sie als Stöhrer der Ruhe und der bißherigen Gemächlichkeit anklagte? Oder würden sie wohl gethan haben, wenn sie sich durch diese Anklage hätten bewegen lassen, dem allgemein herrschenden Irrtum zu huldigen und ihre entdeckte Wahrheit zu verschweigen?

Sind ohnehin die neu entdeckten Wahrheiten aus dem Gebiete der Speculation: so ist nicht einmal zu befürchten, daß sie bei der Menge eine sonderliche Aufmerksamkeit erregen werden. Entweder kommen sie gar nicht zu einer allgemeinen Kenntniß, oder man sieht sie weder als vortheilhaft noch als schädlich an, weil man ihren Zusammenhang mit dem wirklichen Leben nicht wahrnimmt. Der große Haufe bekümmert sich um den speculierenden Philosophen nicht, oder sieht ihn für einen Träumer an, der seine Zeit damit hinbringt, sich den Kopf über Dinge zu zerbrechen, nach denen er eben nicht zu fragen hätte. Aber Schande für den, der ein Interesse an den Wissenschaften vorgiebt, wenn er diesem Urtheile des gemeinen Mannes beipflichtet! Eben

darum,

darum, weil die Wahrheiten alle durch ein enges Band mit einander verbunden sind, kann uns keine einzige derselben gleichgültig seyn. Jeder berichtigte Begriff, jeder geschärfte Beweis eines schon als wahr erkannten Satzes, jede neue Entdeckung, jeder gelösete Zweifel ist ein wirklicher Gewinn in dem Reiche der Erkenntniß; und es ist ein leidiges Beginnen, den Fleiß des Forschers dadurch niederzuschlagen, daß man ihn fragt, was seine Bemühung nutze. Man sammle doch ruhig, was der menschliche Geist durch die Anstrengung seiner Kräfte im Gefilde des Nachdenkens erobert, und überliefere es, wenn man es selbst noch nicht zum allgemeinen Besten verarbeiten kann, einer dankbaren Nachkommenschaft. Vielleicht gelingt es ihr, früher, als wir es meinen, an den trockenen Satz eine fruchtbare Folge zu knüpfen, oder auf den gelegten Grund weiter zu bauen; vielleicht wird sie durch den in der Dunkelheit angezündeten Funken in den Stand gesetzt, sich ein hellleuchtendes Licht zu verschaffen!

Schon hierin liegt zum Theil die Beantwortung der Frage: „warum denn die Philosophen ihre Speculationen nicht für sich behalten, sondern sie der „Welt bekannt machen, die sich doch so wenig darum bekümmere?" Die Wahrheit gehört, wie die allgemeinen Gaben der Natur, dem ganzen menschlichen

Geschlechte. Keine Nation und kein Zeitalter hat darauf ein ausschließendes Vorrecht, folglich ist auch kein Zeitalter und keine Nation berechtigt, sich ihrer Ausbreitung zu widersetzen. Und jeder, dem Gott Kraft und Gelegenheit gab, das Seine zu dem gemeinsamen Schatze der Menschheit beizutragen, hat die Gewissenspflicht auf sich, diesen Beitrag da nieder zu legen, wo jeder nach seinem Bedürfnisse zugreifen und sich versorgen kann. Dies ist ein billiger Ersatz, den der Weise unserem Geschlechte für den Genuß schuldig ist, den er von dem Schweiße und den Nachtwachen seiner Vorfahren gehabt hat, und für die Muße, die ihm der Fleiß seiner Zeitgenossen verschafft *).

Ueberdieß ist es ein Bedürfniß für den Denker, seine Gedanken mitzutheilen. In dem Kreise seiner Bekannten hat er nicht immer Personen, die aufgelegt sind, ihn zu hören, oder Kraft haben, seine Ideen zu prüfen. Die Erfahrung belehrt ihn,

*) Indem ich es hier dem Weisen zu einer Gewissenssache mache, der Welt die Früchte seines Nachdenkens mitzutheilen: so versteht sichs, daß ich nicht jedem, der schreiben kann, oder der gelegentlich einmal einen guten Einfall hat, die Pflicht auflegen will, ein Schriftsteller zu werden. Auch ist nicht zu besorgen, daß ich hier von vielen möchte mißverstanden werden; denn die entsetzliche

daß nicht alles, womit wir zu Stande gekommen zu seyn glauben, so durchaus vollendet sei, als wir es meinten. Das Auge eines Fremden entdeckt oft Flecken, Mängel, Lücken und Unregelmäßigkeiten, wo uns alles rein, vollständig, zusammenhängend und regelmäßig dünkte. Was ist also natürlicher, als der Wunsch, fremdes Urtheil über die Geburten unsres Geistes zu erfahren? Selbst der Mann, in dessen Seele nie ein Funke von Eitelkeit gekommen wäre, und der nie den Durst nach Ruhm bei der Nachwelt gefühlt hätte, könnte doch begierig seyn, zu wissen, ob er nicht vielleicht geirrt, oder etwas wichtiges übersehen, oder seinen Gegenstand auf eine ungenugthuende Weise behandelt habe. So wenig es in Sachen des Nachdenkens auf das Zeugniß eines Andern ankommt, so wenig der falsche Satz wahr wird, wenn hunderttausende ihn bekräftigen, und der wahre falsch, wenn andere hunderttausende sich dagegen auflehnen: so wird doch unsere eige-

Schreibseligkeit, worüber man seit einiger Zeit, sonderlich in Deutschland, seufzt, hat wol nicht oft ihre Quelle im Gewissen der Autoren. Ob indessen jemand einen Beruf habe, vor dem Publikum aufzutreten, und ihm zu sagen, womit er die Zeit in seinem Studierzimmer zugebracht habe, muß billig er selbst, und das Publikum beurtheilen!

ne Ueberzeugung unausbleiblich desto stärker, wenn es uns gelungen ist, durch unsere Beweise auch Andere zu überführen; und ihr Beifall überhebt uns gleichsam der Mühe, uns durch oft wiederholte Proben zu versichern, daß wir keinen wesentlichen Umstand übersehen haben. Ich will hierbei nicht einmal der größeren Anstrengung erwähnen, die sichs der Denker kosten läßt, wenn er seine Untersuchungen in der Absicht anstellt, um die Resultate derselben dem Publikum vorzulegen. Nur dieser haben wir gewiß in tausend Fällen die schönsten Entdeckungen zu verdanken, die der gute Kopf auf einem Wege fand, auf dem er vielleicht etwas ungleich Unerheblicheres suchte. So wie wir von der andern Seite unstreitig auch biß diese Stunde in allen unsern Wissenschaften noch sehr viel weiter zurück wären, wenn nicht der, welcher irgend eine Wahrheit gefunden hatte, durch den Widerspruch, den man gegen seine Schriften erhob, wäre gedrungen worden, seine Behauptungen noch mehr zu berichtigen, seine Beweise noch tiefer zu suchen, und den Zusammenhang der Wahrheiten noch weiter zu verfolgen.

„Aber, was nützt eure Wahrheit dem menschli„chen Geschlechte, wenn sie von der Art ist, daß sie „der Fassung des großen Haufen nicht nahe gebracht, „folglich nicht zu einem eigentlichen Besitztum des

„Volks gemacht werden kann; wenn sie aus einem „oder dem andern Grunde gleichsam ein Monopol „einzelner Gelehrten bleibt?" Diese Frage hat man oft genug gethan, um die Nutzbarkeit der eigentlichen gelehrten Kenntnisse herab zu setzen, und ein verächtliches Licht auf diejenigen zu werfen, welche sich mit andern, als unmittelbar praktischen Wissenschaften, beschäftigen. Lasset uns zusehn, mit welchem Rechte!

Wer sind denn zuvörderst die Männer, die ihre Lebenszeit mit Speculationen hinbringen? Es sind entweder Diener des Staates, die neben den Geschäften ihres Amts noch einige Muße anwenden können, ihren Geist zu nähren, oder zu vergnügen; oder es sind Männer, denen es obliegt, Andere in eben den Wissenschaften, worüber sie speculieren, zu unterrichten; oder es sind endlich Personen, die durch keinen öffentlichen Beruf zu irgend einer Art von eigentlicher Amtspflicht verbunden sind. Jene ersteren könnten in den Stunden, die ihnen ihre Berufspflicht übrig läßt, freilich auch etwas anders thun, als Speculationen anstellen. Sie könnten Insekten fangen, Zahnstocherbüchsen drechseln, freundschaftliche Briefe schreiben und tausenderlei andere Dinge thun. Eben dies Recht hätten auch die Letztern. Sie sind Niemanden, als ihrem eigenen Ge-

wissen darüber Rechenschaft schuldig, und werden auch meistentheils durch nichts, als durch ihre Neigung aufgefordert, eine oder die andere Beschäftigung allen übrigen Zeitvertreiben vorzuziehn.

Wenn nun dergleichen Männer diese Muße auf Dinge verwenden, wodurch ihre Geisteskräfte geübt, folglich erhöhet werden; wer kann das Recht haben, ihnen darüber Vorwürfe zu machen? Und wenn sie die Früchte ihrer glücklichen Speculationen bekannt machen, so erwerben sie sich das Verdienst, bei ihren Lesern ebenfalls Schärfung, folglich Erhöhung der Geisteskräfte befördert zu haben, gesetzt auch, daß sich die entdeckten Aufschlüße noch nicht unmittelbar zur Vermehrung des Lebensgenusses anwenden ließen. Und dann sind ja, so wie alle Wahrheiten in einer engen Verbindung mit einander stehen, die verschiedenen Klassen von Menschen ebenfalls ungleich genauer mit einander verbunden, als man sichs denkt, wenn man eben die große Entfernung vor Augen hat, in der manche Stände von einander leben. Selbst in Ländern, wo die Gränzlinien zwischen gewissen Ständen sehr genau bestimmt und scharf abgeschnitten sind, bleiben doch immer gewisse Mittelglieder, die dem Höheren und dem Niedrigern gleichsam zu Vereinigungspunkten die-

nen. Wenn auch der Philosoph selbst in einer großen Abgezogenheit von der Welt lebt, so hat er doch wol einen oder den andern Freund, der von dem Besuche, den er ihm gemacht hat, in den Zirkel thätiger Menschen zurück kehrt, und dorthin alle die erhöhte Spannung der Beurtheilungskraft, und alle Feinheit des Beobachtungsgeistes, und alle Pünktlichkeit in den Schlußfolgen mitbringt, woran er sich im Studierzimmer seines philosophischen Freundes gewöhnte. Man hört ihn, man wird von ihm auf manchen fruchtbaren Satz geführt, man bildet unvermerkt seine Sprache nach der Seinigen, man wird durch ihn zum Nachdenken über allerlei Gegenstände geweckt, und aller Vortheil, den man davon empfindet, ist am Ende doch ein reiner Gewinn, den man von dem Daseyn des Philosophen hat, welcher vielleicht in seinem ganzen Leben nichts thut, wodurch er unmittelbar dem menschlichen Geschlechte nützlich zu werden scheint. Eben dies ist der Fall, in einem noch höhern Grade, mit den Schriften des Weltweisen! Mag immerhin die arbeitende Menschenklasse nie eine Zeile von ihm lesen, sie darf dennoch nicht sagen, daß er für sie nicht lebe, so lange noch ein Richter, ein Arzt, ein Lehrer der Jugend oder der Erwachsenen, oder irgend ein Mann in öffentlichen Geschäften durch diese Schriften mehr

gebildet und folglich in den Stand gesetzt wird, seine Obliegenheit besser zu erfüllen.

Am allerungerechtesten ist der Tadel, der diejenigen trifft, die in irgend einer Wissenschaft unterrichten sollen, und die darüber Speculationen anstellen, von denen sie vielleicht bei dem Unterrichte selbst keinen unmittelbaren Gebrauch machen können. Es ist möglich, daß sie bei ihrem Unterrichte die Rücksicht vergessen, die der Lehrer immer auf die Fähigkeit und Bestimmung seiner Zuhörer nehmen sollte, und daß sie ihre Schüler mit eben den Speculationen unterhalten, oder vielmehr martern, denen sie auf ihrer Studierstube nachhingen, ohne zu fragen, ob sie verstanden werden, und ob sie nicht zuvor noch tausenderlei nothwendigere Dinge vorzutragen hätten. Dies ist dann ein Fehler, der ihre Nutzbarkeit sehr vermindert, der aber eben so wenig im allgemeinen zu verhüthen ist, als irgend eine andere Folge menschlicher Unvollkommenheit, wodurch Männer in Aemtern abgehalten werden, alles zu leisten, was sie leisten könnten und sollten. Wer deswegen jeden Lehrer auf dasjenige einschränken wollte, was er eben zu lehren hat; wer deswegen ihm jedes tiefere Forschen, jede Abschweifung zur Rechten und zur Linken in das Gebiet der Wahrheit

untersagen wollte, dem wüste ich keinen andern Rath zu geben, als daß er wirkliche Maschinen, oder maschinenmäßige Menschen zu Lehrern machte, die immer nur einen und denselben Text herplauderten, und dann gerade so platte und seichte Köpfe bildeten, als sie selbst wären *). Jemehr der Leh-

*) Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eines Gedanken zu erwähnen, den ich oft gehabt habe, wenn ich Versuche sah, durch die man den Unterricht in gewisse Fesseln zwingen wollte. Es hat beim ersten Anblick etwas reizendes, wenn man sich eine Veranstaltung denkt, durch die z. E. der Erzieher es dahin bringen könnte, daß alle seine Zöglinge eine gewisse bestimmte Anzahl von Ideen in einer gegebenen Zeit bekämen; wenn man ihnen gleichsam alle Begriffe aufzählen könnte, die sie fassen sollten, und nach Verlauf eines Zeitpunkts gewiß wäre, daß sie solche nun wirklich gefaßt hätten. Allein zuvörderst ist dieser Gedanke in aller Absicht unausführbar. Ich will nicht einmal daran gedenken, daß die große Verschiedenheit der Köpfe, wo mehrere Kinder zugleich unterrichtet werden, ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legt. Auch da, wo es der Erzieher nur mit einem einzelnen Kinde zu thun hat, ist es unmöglich! Der Kopf des Kindes ist ein ganz anderes Ding, als ein Blatt Papier, worauf man jedesmal genau das schreiben kann, was man darauf schreiben will Das Kind faßt jeden Begriff mit seiner eigenen Seelenkraft, und giebt ihm unausbleiblich

rer Herr von seiner Wissenschaft ist, (und das kann er nicht anders werden, als wenn er alle Ideen, die sich in derselben darbieten, mit aller möglichen Schärfe zergliedert, allen Beweisen biß auf den Grund des Grundes nachspührt, alle Beziehungen, worin seine Lehrsätze unter einander und mit anderweitigen

einen grösseren oder kleinern Umfang, als derselbe in dem Kopfe des Lehrers hat, und bringt ihn schlechterdings in einen ihm eigentümlichen Zusammenhang mit dem kleinen Vorrath von schon vorhandenen Begriffen, so daß der Lehrer gewiß einen Fehlschluß macht, wenn er glaubt, das Kind wisse die ihm vorgetragenen Sachen so, wie sie ihm sind vorgetragen worden. Von hundert Dingen weiß es mehr, und von tausend weniger, als man ihm gesagt hat. So wird es mit einer Klasse von Begriffe gehen, sicher aber auch mit der zweiten und dritten; und mit jeder folgenden noch mehr, als mit den vorhergehenden, weil sich das spätere immer an das frühere knüpft, und dadurch eine neue Schattierung erhält. Ja, eine gegebene Menge von Wörtern kann man einem Kinde auf diese Art einprägen, und wenn es keines vergessen hat, so wird es sie sogar in derselben Ordnung, wie sie ihm vorgesagt sind, wieder herplappern können; nur sind Wörter keine Begriffe.

Hiernächst, gesetzt es wäre möglich, dem, der unterrichtet werden soll, alle seine Begriffe zu zu zählen, zu zu messen und zu zu wägen; was würde man denn damit gewinnen? „Je nun,

Wahrheiten stehen, deutlich und vollständig aufsucht, das heißt mit andern Worten, unabläßig über seine Wissenschaft speculiert!) desto mehr wird er im Stande seyn, selbst die Anfangsgründe und die gangbarsten Begriffe seines Faches aufs faßlichste, bestimmteste und fruchtbarste vorzutragen, desto sicherer werden seine Schüler vor Mißverstand und Verwirrung

„wird man sagen, daß sie alle gerade das wüßten, „was man nach reifer Prüfung (denn die müßte „freilich vor der Auswahl eines solchen Begriffs„registers vorhergehn!) als das Zuträglichste für „alle ausgesondert hätte!" Hilf Himmel, welch ein, biß zum Sterben, langweiliges Leben müßte es nicht nur unter lauter Menschen seyn, die alles, was sie dächten und sagten, immer einstimmig hersagten, als ob sie es von einem Blatte abläsen; sondern wie will auch irgend ein Mensch, der sich doch wahrlich keine Allwissenheit beilegen darf, angeben, was für Begriffe seinen Lehrlingen, und in welchem Lichte, mit welcher Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit sie ihnen im ganzen Leben nützlich seyn werden? Jeder Mensch ist ja in seiner eigentümlichen Lage, für ihn sind ja folglich auch unzählige Ansichten der Dinge unentbehrlich, die es vielleicht für alle seine Zeitgenossen nicht sind. Die Welt verändert sich ja mit jedem Augenblicke; es kann folglich in einer Reihe von wenigen Jahren eine ganz andere Klasse von Kenntnissen zur täglichen Haushaltung eines jeden Einzelnen erfordert werden, als jetzt.

verwahrt, und desto leichter werden sie dahin gebracht werden, mit eigenen Augen und ohne falsches Licht zu sehen. Leibnitz, (den man doch wol zuerst nennen darf, wenn von speculierenden Philosophen die Rede ist,) Leibnitz war im Stande, über die schwierigsten Wissenschaften einen Briefwechsel mit einer Königin zu führen, der ihr Unterhaltung und Belohnung verschafte. Fontenelle schrieb

„Was daraus folgt?" Nichts anders als dies, daß der Lehrer, der wirklich für das Beste seiner Schüler sorgen will, dahin trachten muß, ihren Beobachtungsgeist unaufhörlich zu wecken, und ihr Nachdenken auf alle Weise zu üben und damit zu schärfen. An welchen Gegenständen es geschieht ist freilich nicht gleichgültig, aber es ist wahrlich auch nicht von so entschiedener Wichtigkeit, als man es glaubt. Und jemehr man Regeln darüber giebt, desto mehr kommt man in Gefahr, die natürlichste Bahn zu verlassen, und den Köpfen eine schiefe Richtung zu geben.

Was von Kindern gilt, findet, wiewol in anderer Beziehung, auch in Ansehung der Erwachsenen Statt. Der Lehrer, welcher die Absicht hat, seinen Zuhörern wirkliche Erkenntnisse mitzutheilen, muß alle seine Kräfte aufbieten, ihr Nachdenken über die Gegenstände, die er ihnen vorträgt, rege zu machen. Nur wenn ihm dies gelingt, darf er sich schmeicheln, zwar nicht gerade die Begriffe, die er selbst hat, aber doch solche, die ihnen wahrhaft brauchbar sind, und

seine Gespräche über die Mehrheit der Welten für eine Dame. Euler, der in seinen Berechnungen so sehr weit über das hinauszugehen pflegte, was unmittelbar von praktischer Anwendbarkeit war, wechselte Briefe mit einer Prinzessin, über Gegenstände, die wahrlich keinen geringen Grad des Nachdenkens erfordern. Und wenn man dies noch nicht für einen Beweis will gelten lassen, daß der Gelehrte durch

wobei sie in keiner großen Gefahr sich zu verirren stehn, bei ihnen hervor zu bringen. Und kann er das nicht, so giebt er ihnen gewiß nichts, als einen leeren Wortkram, wobei ihr Verstand um nichts heller sieht, und ihr Herz keinen Gewinn an Kraft bekommt. Es giebt schlechterdings keinen Mittelweg zwischen der Erweckung des Nachdenkens, und der Erstickung desselben; es nur biß zu einem gewissen Punkte zu beleben, und biß zu irgend einer bestimmten Gränze zu führen, ist unter allen unmöglichen Aufgaben die unmöglichste! Wie deutlich hat dies die Politik des Römischen Hofes erkannt! Um gewisse Vorurtheile zu sichern, und sich bei ihren Anmaßungen zu schützen, gab sie keine Gesetze, daß nur biß hie hin oder dorthin untersucht werden sollte; sondern sie fesselte den Geist durchaus, und wuste es dahin zu bringen, daß sich eine Zeitlang über das, worüber die Bischöfe in Rom entschieden hatten, niemand überall zu denken getraute, und endlich kaum noch Einzelne das Bedürfniß, darüber zu denken, empfanden!

seine tiefsinnigen Speculationen in den Stand gesetzt werde, seine Wissenschaft desto brauchbarer für das Leben zu machen; weil in den genannten Fällen die Damen selbst durch eine grössere Bildung in den Kreis der Gelehrten getreten waren: so hat eben dieser Euler eine Algebra (das heißt eine Wissenschaft, bei deren Unterricht der gemeine Lehrer, der nur etwa eben so viel weis, als er gerade lehren soll, eben so wohl, als sein Schüler Kopfweh bekommt,) während seiner Blindheit dictirt, die so faßlich war, daß der Schneidergesell, der sie niederschrieb, ein Algebraist ward. Und Kästner hat eine Methode angegeben, Kindern die Geometrie beizubringen, die wahrlich so kein Mann erfunden hätte, der nicht mit Kästner's erstaunenswürdigem Scharfsinn in die tiefsten Geheimnisse der Wissenschaft eingedrungen wäre. Ja, ich kenne einen Katechismus, in dem der Kenner es fast jedem Worte ansieht, wie viele abstrakte Betrachtungen der Verfasser anstellte, ehe er diesen faßlichen, bestimmten und fruchtbaren Religionsunterricht ins Publikum treten ließ.

Freilich ist es ein Uebel, daß viele der vorzüglichsten Köpfe, durch die anhaltende Beschäftigung mit speculativen Wissenschaften oft ganz die Brauchbarkeit für das gemeinnützige Leben verlieren. Die Seele, die ihre Kraft vornehmlich auf Gegenstände

wendet, welche nicht in die Sinne fallen, gewinnt allmählig nicht nur einen Eckel an dem, worüber sie nicht eben so willkürlich herrschen kann, als über ihre Ideen, sondern sie verliert auch die Fertigkeit, den vollen Eindruck sinnlicher Gegenstände aufzufassen, und die Dinge schnell in allen den tausendfachen Verbindungen zu übersehen, worin sie in der wirklichen Welt stehen. Daher kommt die große Anzahl von Männern, die in ihrem eigentümlichen Fache, und sonderlich über Wahrheiten der speculativen Philosophie, mit dem allergrössesten Scharfsinn räsonnieren, und nicht das leichteste Geschäft des gemeinen Lebens verwalten können, ohne auf allen Seiten anzustoßen. Allein dies ist wiederum eines von den Uebeln, die nicht verhüthet werden können, ohne überwiegende Vortheile zugleich zu vertilgen.

Die ersten Weisen, die unter den Völkern berühmt wurden, umfaßten alles, was zu ihrer Zeit ein Gegenstand der Wißbegierde war. Sie hatten, meistentheils einen eigentlichen Kreis von bürgerlichen Berufsgeschäften zu verwalten, wovon sie ihren Unterhalt nahmen, und denen sie den grössesten Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte widmeten. Nur die Stunden der Erholung und Muße schenkten sie dem Erforschen der Wahrheit, und weil sie täglich

von den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens umgeben waren, so richteten sie ihr Augenmerk auch vorzüglich auf diese, und erwarben sich um ihre Zeitgenossen durch ihre Entdeckungen, Belehrungen und Rathgebungen ein unmittelbares Verdienst. Diese Zeit aber konnte, wie ich oben gezeigt habe, sobald der rege Forschungstrieb bei einem Volke erst geweckt war, nicht lange dauren. Jedes befriedigte Bedürfniß macht das Gefühl eines neuen rege. Einige wenige Stunden des Tags reichten nicht mehr hin, um sich mit dem schon vorhandenen Vorrathe von Kenntnissen vertraut zu machen, um die einmal mit Eifer angefangenen Untersuchungen fortzusetzen, und den sich meldenden Schülern ein Genüge zu leisten. Das Lehren selbst ward allmählig ein eigener Beruf, und so entstand eine neue Klasse von Menschen, die sich nicht mehr mit der Sorge für körperliche Bedürfnisse, sondern mit der Nährung des Geistes ausschließend beschäftigten.

Natürlicher Weise war dieser Schritt ein großer Gewinn für die Ausbildung der Vernunft, eben so wie in Ansehung der Bequemlichkeiten für einen jeden desto besser gesorgt werden konnte, sobald nicht mehr jeder das, was er nöthig hatte, neben seiner sonstigen Handthierung, sich selbst verfertigte, sondern eigene Personen sich ausschließend darauf

legten.

legten. Aber immer noch war der Weise ein Allwisser. Zu ihm nahm man eben sowohl seine Zuflucht, wenn man wegen der Erklärung einer Sonnenfinsterniß verlegen war, als wenn man sich über einen streitigen Rechtsfall nicht vereinigen konnte, wenn man die Ursache von der Wirkung des Feuers zu wissen wünschte, und wenn man die Auslegung eines Traums verlangte. Da indessen doch der Schatz der Kenntnisse von Jahr zu Jahr vermehrt ward, so konnte bald ein einziger Kopf sie nicht mehr alle fassen, und ein Menschenalter reichte nicht mehr zu, sich alles das bekannt zu machen, was die Vorfahren bereits gedacht und vererbt hatten. Eine Zeitlang half man sich zwar noch mit der trostlosen Kunst, über alles, und am meisten über das zu sprechen, was man nicht wuste; da aber bald in diesem bald in jenem Theile des menschlichen Wissens einer oder der andere ausgezeichnete Fortschritte machte, so brachten es auch bald mehrere dahin, daß sie durch wirkliche Entdeckungen den schwatzenden Sophisten schamroth machten und ihn in seiner ganzen Blöße darstellten.

Nun fing man an, das ungeheure Feld der Kenntnisse in mehrere kleinere Gebiete zu zertheilen. Ein jeder wählte sich eines derselben, womit er sich vorzüglich vertraut machte, und ließ sich entweder

um die übrigen völlig unbekümmert, oder machte doch nur gelegentliche Streifereien durch dieselben, oder sah sich höchsten da ein wenig sorgfältiger um, wo er eben mit der Untersuchung seiner Gränzlinien beschäftigt war. So entstanden aus der einen großen Wissenschaft, die Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen, mehrere abgesonderte Wissenschaften, von denen keine dem ganzen Menschen genügte, die sich aber unter einander die Hände boten, und gemeinschaftlich nach dem einen großen Ziele strebten, die Wohlfarth des Menschengeschlechts zu gründen, zu erhöhen und zu sichern.

Dieser Hergang der Dinge ist so natürlich, daß es nie ein gebildetes Volk gegeben hat und geben wird, wo nicht eben dies Statt gefunden hätte, oder Statt finden müßte. Am allermeisten ist es der Fall der Europäischen Nationen gewesen. Wir haben unsere Kenntnisse und unsre jetzige Cultur in den Wissenschaften aus der reichhaltigen Quelle der alten Werke der Griechen und Römer geschöpft. Schon die genaue Bekanntschaft mit diesen beiden Sprachen und das Lesen der darin geschriebenen Werke erforderte den Fleiß eines Menschenalters. Und es gab eine Zeit, wo man sich einbildete, daß man alles wisse, was sich wissen ließe, wenn man die hinterbliebenen

Schriften der Griechen und Römer inne hätte. Man fand aber in Kurzem, daß man nicht nur so mancher andern Kenntnisse bedurfte, um den Geist hervor zuzaubern, der in den Werken der grössesten Köpfe des Altertums verborgen lag; sondern daß auch durch die veränderte Lage der Weltangelegenheiten tausenderlei Einsichten nothwendig geworden waren, deren man in der Vorzeit entrathen konnte, und daß überhaupt die Weisen des Altertums noch nicht überall mit ihrer helleuchtenden Fackel hin gekommen waren. Man suchte und strebte überall; aber man überzeugte sich, daß die Begierde, alles zu besitzen, in der Ideenwelt so wohl, als in der wirklichen, auf Mißkenntniß der menschlichen Kräfte beruhe. Man gab das Verlangen nach dem stolzen Titel eines Allwissers auf, und schränkte seinen Fleiß auf einzelne Fächer ein.

Nur dieser Genügsamkeit und der dadurch vermehrten grösseren Zusammendrängung der Kraft auf einzelne Punkte haben wir es zu danken, daß wir uns jetzt dieses bewundernswürdigen Fortschrittes der Wissenschaften erfreun; wie uns nur dadurch so viel Eleganz in unsern Häusern möglich wird, weil unsere Schränke und Spiegel,

unsere Uhren und Stühle, unsere Oefen und Wände von lauter Künstlern verfertigt werden, die in ihrer Kunst desto größer werden konnten, weil sie für sie allein lebten.

Lord C. besuchte einst den D. Ernesti zu Leipzig. Sie sprachen vom Zustande der Wissenschaften in Deutschland. Ernesti nannte verschiedene Gelehrten, die sich ein wahres Verdienst um die Nation erworben hätten. „Wie?" fiel ihm Lord C. ein, „machen diese Männer bessere Schuhe, Strümpfe, „Schnallen, Tücher, Wagen ꝛc. als man sie sonst „in Deutschland machte?" Ernesti antwortete lächelnd: „das nicht, aber sie haben vortrefliche Bü„cher geschrieben."

Lord C. Hoffentlich also Bücher, woraus die Schuhmacher, die Strumpfwirker, die Stahlarbeiter, die Tuchmacher, die Wagner ꝛc. unterrichtet werden, wie sie ihr Gewerbe mit besserem Erfolge treiben können?

E. Nein, Mylord, sie haben Bücher geschrieben, um die Aufnahme und größere Verbreitung der Wissenschaften zu befördern.

Lord C. Und die Schuhmacher und Strumpfwirker, die Stahlarbeiter und Tuchmacher lesen ihre Schriften?

E. Ob es hie und da unter dieser Klasse einen giebt, der sie lieset, weis ich nicht; wenigstens sind sie nicht für dieselben geschrieben.

Lord C. Und für wen denn sonst?

E. Für wen anders, als für die Gelehrten?

Lord C. Also diese Gelehrten, für welche jene geschrieben haben, machen doch Schuhe und Strümpfe, Schnallen und Tücher?

E. Wie Sie fragen, Mylord! Die Gelehrten beschäftigen sich mit den Wissenschaften, und überlassen die Sorge für jene Bedürfnisse des Lebens den erwerbenden Ständen.

Lord C. Und wer ernährt Ihre Gelehrten?

E. Am Ende freilich die erwerbenden Stände.

Lord C. Da müssen diese letztern wahrhaftig sehr gutmüthig seyn, daß sie Leute ernähren, die nicht für sie, sondern für einander arbeiten. Wenigstens sollten die Herrn Gelehrten denn nicht so unhöflich seyn zu sagen, daß sie sich ein Verdienst um die Nation erwürben! — —

Mich dünkt, ich hätte ein ähnliches Räsonnement in mehreren neueren Schriften gefunden; wenigstens habe ich oft genug aus dem Munde sogenannter Weltmänner etwas gehört, das mit der Meinung dieses Lord C. der seine eigenen Launen

hatte, sehr nahe zusammen traf. Es ist freilich, so lange man nach dem ersten Anscheine urtheilt, ein Uebel, daß die Gelehrten nicht mit den erwerbenden Ständen genau genug verbunden sind, um alles, was von ihren Entdeckungen für die leztern brauchbar wäre, sogleich auf dieselben fortpflanzen zu können. Aber theils findet das Uebel nicht in dem Maße Statt, in welchem man es sich gemeinhin zu denken pflegt, theils ist es in der That ein unvermeidliches Uebel.

Unstreitig arbeitet doch der Schlösser für das Publikum, wenn er ein Schloß, einen Schlüssel, einen Riegel macht; denn diese Dinge sind unmittelbar zum Gebrauch. Sollte er aber nicht auch für das Publikum arbeiten, wenn er einen Strumpfstrickerstuhl verfertigt; weil dieser nicht unmittelbar einem Bedürfniß abhilft, sondern nur als Werkzeug nüzlich wird? Eben diese Frage thue ich weiter in Ansehung des Bergmanns, der das Erz zu den Arbeiten des Schlössers aus der Grube fördert und es in der Hütte durch Schmelzen und Hämmern zurichtet, und in Ansehung des Markscheiders, ohne den die Arbeit im Innern des Gebirges nicht fortgesetzt werden könnte. Und wenn man diesem leztern es nicht absprechen will, daß nicht auch er dem Publikum dienen sollte; mit welchem Rechte kann

man es dem praktischen Mathematiker streitig machen, der die Markscheidekunst zu einer größeren Vollkommenheit erhebt; und weiter dem speculativen Kopfe, der den Integralcalcul vollkommener macht, und damit den Mathematiker in den Stand setzt, seine Aufgaben leichter oder richtiger aufzulösen?

Was macht es bei dieser Reihe von thätigen Menschen, deren Fleiß in einer genau verbundenen Kette die vermehrte Bequemlichkeit des Publikums zur Absicht hat, für einen Unterschied in ihrer Nutzbarkeit, daß zwischen dem Erfinder eines neuen Vortheils im Integralcalcul und dem Handwerksmann, der uns die Strümpfe liefert, noch der Schlösser, der Bergmann, der Markscheider und der praktische Mathematiker als Mittelglieder stehen? Oder erwürbe sich der Algebraist etwa ein größeres Verdienst, wenn er den Strumpfwirker in die Geheimnisse seiner Wissenschaft einweihete? Und wäre das Publikum besser daran, wenn eben der Mann, der uns die Strümpfe macht, auch seinen Wirkstuhl verfertigte, und sich selbst das Eisenerz dazu grübe, und selbst auch den Ort berechnete, wo er einen Schacht absenken müßte, um bei seinem Grubenbau den nöthigen Luftzug zu haben, und wenn er

auch die Grundsätze, worauf diese Rechnung beruht, zu demonstrieren wüßte?

Dieselbe Bewandniß hat es mit allen spekulativen Kenntnissen, die von den Gelehrten bearbeitet werden. Der einfältige Landmann, der einen Prozeß führt, glaubt vielleicht, bei dem ganzen Gerichtshofe sei der einzige nützliche Mann der Kanzellist, der den ihm eingehändigten Bescheid mundirt hat, weil er bloß diesen Bescheid nöthig hat, um zu seinem Rechte zu gelangen. Wäre aber wol der Bescheid ohne den Richter und ohne den Gesetzgeber ans Licht gekommen? Und sollten nicht also auch alle die Männer für das Publikum gearbeitet haben, die den Richter und Gesetzgeber gebildet haben? Nicht auch die Philosophen, die den ersten Gründen alles Rechtes, der Natur des Eigentums, der Verträge ꝛc. nachdachten, und diese Begriffe so entwickelten und bestimmten, daß sie bei den vorkommenden Gelegenheiten im gemeinen Leben bequem und mit Sicherheit angewandt werden können? Hat nicht selbst der Sprachlehrer für das Publikum gearbeitet, der in den Geist der Sprache eindrang, die Regeln derselben aufsuchte und das schwankende Gefühl, wornach man sich beim Sprachgebrauch richtet, auf so genau bestimmte Vorschriften zurückbrachte, daß der Gesetzgeber in den Stand gesetzt

ward, seine Meinung unverkennbar auszudrücken, und der Richter sie mit Zuverlässigkeit auffinden konnte?

Arbeiten nicht der Professor der Theologie und Philosophie gleichfalls fürs Publikum, wenn sie gleich nie eine Zeile schreiben, oder nie einen Vortrag halten, wovon die erwerbenden Stände einen unmittelbaren Gebrauch machen können? Genug wenn sie den künftigen Prediger unterrichten, seinen Kopf üben und ihm Begriffe mittheilen, von denen er einst bei seinen Amtsgeschäften ausgehen kann, um desto deutlicher und richtiger die Wahrheiten vorzutragen, die seiner Gemeine Beruhigung und Trost unter den Widerwärtigkeiten des Lebens, Ermunterung zum Guten und gewissenhaften Eifer in Erfüllung ihrer Pflichten einflößen.

Wenn aber diesem zufolge der Algebraist, der philosophische Rechtsforscher, der Sprachforscher, der gelehrte Theologe, sich ein Verdienst um das Publikum erwerben; wie können die Männer von diesem Verdienste ausgeschlossen werden, die ihre Kräfte aufwenden, um wiederum den eben jetzt genannten Gelehrten vorzuarbeiten? Und mit welchem Rechte, oder auch nur mit welchem Scheine des Rechts erklärt man den speculirenden Philosophen für unnütz, weil er nichts hervorbringt, was

sich unmittelbar auf das gemeine Leben anwenden läßt, so lange man noch die Nützlichkeit seiner Speculationen für die Wissenschaften zugeben muß?

Die guten Männer, welche immer und immer schreien, man solle doch nur das Praktische treiben, thun eine Forderung, die gerade so ist, als wenn jemand verlangen wollte, man sollte nur Metalle verarbeiten, aber nicht graben. Es ist möglich, daß gerade jetzt von allen Arten der Metalle genug vorhanden ist, um für eine geraume Zeit nichts neues mehr zu bedürfen; wenn man mit dem wirklichen Vorrathe gut haushielte. Allein man bedenkt nicht, daß doch auch bei der größesten Sorgfalt immer etwas verloren geht. Aller Feilstaub, den der Schlösser bei seiner Arbeit macht, kann unmöglich aufgesammlet werden; und wenn das alte Schloß wieder umgearbeitet wird, gehört unausbleiblich auch wieder neue Masse dazu, um den Abgang der alten zu ersetzen. Der Goldschmied mag noch so sorgfältig die Krätze sammeln und waschen; etwas wird er doch immer auf den unvermeidlichen Abgang rechnen müssen; wenigstens ist das Silber unwiderbringlich verloren, das beim Gebrauch der Geräthe und des Geldes an den Fingern hängen bleibt; und größtentheils auch das, womit man Holz und unedles Metall versilbert hat. Freilich würde, wenn

nach einiger Zeit der Mangel des Metalls allzu groß würde, noch der Ausweg übrig bleiben, daß man den Bergbau von neuem zu betreiben anfinge. Allein dann wären die Leute ausgestorben, die sich durch Uebung schon die dazu nöthigen Fertigkeiten erworben hätten; die alten Gruben wären verfallen, oder mit wilden Wässern angefüllt, und es würden ansehnliche Kosten und eine ungemeine Anstrengung erfordert, um wieder auf den Punkt zu kommen, auf welchem wir jetzt schon stehen. Ohne Gleichniß! Gesetzt auch, daß wir bisher durch die Bemühungen unserer speculierenden Philosophen einen hinlänglichen Schatz von Wahrheiten vorräthig hätten, um in den praktischen Fächern der Gelehrsamkeit damit haushalten zu können; wie lange würde denn unser Reichthum dauren, wenn wir nun alle weitere Speculation einstellen wollten? Tausend schöne Sätze, die nicht alle Tage in den praktischen Wissenschaften vorkommen, würden bald vergessen werden; eben so viele würde man bald nicht mehr verstehen, unrecht deuten und zweckwidrig anwenden. Die sogenannten schönen Geister, die ihr hölzernes oder bleiernes Machwerk mit ein wenig Philosophie vergolden, würden in kurzem die erhabensten Wahrheiten so vorstellen und mit dem Ihrigen vermischen, daß sie für die Welt verloren wären. Aus alle dem

praktischen würde bald lauter Seichtes entstehen. Man würde aus Verachtung des Unnützlichen das Höchstnöthige nicht lernen. Man würde viel thun wollen, weil Thun besser ist, als Räsonnieren; allein man würde viel Gethanes noch einmal thun müssen, weil man vorher darüber zu räsonnieren vergessen hätte. Und wenn man denn endlich durch den Verfall des gründlichen, deutlichen und bestimmten Wissens dahin käme, die Unentbehrlichkeit neuer Speculationen einzusehen; so wären dann die Männer dahin, die in diese Beschäftigung eingeweiht waren, die Sprache hätte ihre Bestimmtheit verloren, und die Köpfe wären von allem entwöhnt, was sich nicht mit der Einbildungskraft fassen und mit einem Einfalle entscheiden läßt.

Und im Grunde, was thut denn der speculierende Philosoph anders, als daß er sich angelegentlich mit Untersuchungen beschäftigt, die eigentlich bei allem vernünftigen Denken vorausgesetzt werden, und von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit am Ende alle unsere praktischen Urtheile abhangen? Wir reden täglich im gemeinen Leben von Tugend und Laster, von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Irrtum; wir glauben über einen Menschen, über eine Handlung, über einen Satz völlig entschieden zu haben, wenn wir die Urtheilssprüche:

lasterhaft, unrecht, irrig, ausgesprochen haben. Läge es uns also nicht Allen ob, uns hiervon auch die vollständigsten Begriffe zu verschaffen? Allein so bald wir darüber zu denken anfangen, sehen wir uns in ein Chaos von Fragen verwickelt; da ist eine unabsehbare Menge von Dingen, die alle in Erwägung gezogen werden müssen; wir können weder Anfang noch Ende finden. Hier stöhrt uns die Vieldeutigkeit der Wörter, dort hängt ein Begriff mit allzuvielen andern zusammen; hier steht uns ein Vorurtheil, dort der anscheinende Widerspruch unsers Gefühls im Wege. Diesen Uebeln hilft der speculative Philosoph ab, indem er alle die Verbindungen aufzusuchen bemüht ist, worin jene Begriffe unter sich und anderweitig stehen, einem jeden sein eigenes Wort anweiset und so viel als möglich den Umfang der Bedeutung desselben bezeichnet, ohne Rücksicht auf das, was man davon zu halten gewohnt ist, zusieht, was der Vernunft gemäß davon zu halten sei, und versucht, ob er da, wo man gewöhnlich still zu stehen pflegt, noch einen Schritt weiter vordringen könne.

Dies wird uns noch einleuchtender werden, wenn wir die Wissenschaften näher betrachten, die man zur speculativen Philosophie zu rechnen pflegt. Es sind folgende:

Zuerst die **Logik** *), das heißt, die wissenschaftliche Entwickelung der Regeln des vernünftigen Denkens. Diese zeigt, was geschehen muß, wenn wir durch die Eindrücke von äußern Gegenständen Vorstellungen erhalten, wenn wir diese Vorstellungen zu Begriffen erheben, aus den einzelnen Erfahrungen allgemeine Begriffe bilden, richtig urtheilen und mit Zuverlässigkeit schließen wollen. Da wir nicht zu allen Erkenntnissen, die wir besitzen können und müssen, durch eigene Empfindung und durch Nachdenken gelangen können, sondern eine große Menge von Dingen, nemlich alle Geschichtssachen, wobei wir nicht selbst gegenwärtig waren, auf das Zeugniß Anderer annehmen, d. h. glauben müssen: so lehrt die Logik zugleich, was zu einem gültigen Zeugniß gehört, unter welchen Bedingungen folglich unser Glaube vernünftig ist. Und da nicht alles unser Wissen bis zu einer vollständigen Gewißheit erhoben werden kann: so giebt sie die Merkmale an, woran wir das Gewisse, das Wahrscheinliche, das Zweifelhafte, das Falsche zu unterscheiden haben.

*) Oder die **Vernunftlehre**, die auch das **Organon** genannt wird, weil wir uns ihrer, beim Denken, gleichsam als eines **Werkzeuges** bedienen, um gewiß zu seyn, daß wir richtig denken.

Wir denken nie anders, als mittelst gewisser Zeichen, und Menschen, welche sprechen können, denken immer mittelst gewisser Wörter, an die sie ihre Vostellungen knüpfen; es kommt folglich beim Denken ungemein viel darauf an, daß in den Worten selbst und in deren Verknüpfung unter einander ebenfalls Genauigkeit beobachtet werde, und man auch diese, sowohl als die Vorstellungen selbst, vernünftig behandle. Was hierzu erfordert werde ist der Gegenstand der Sprachlehre; und da jede wirkliche Sprache ihren eigenen Geist und ihre eigentümlichen Regeln hat: so ist auch für eine jede eine besondere Grammatik nöthig. Bei allen Sprachen aber, von welcher Art sie übrigens sein mögen, liegen gewisse Gesetze zum Grunde, die aus der Natur des vernünftigen Denkens selbst fließen, und auch über diese breitet sich die Logik aus. Endlich werden uns die Gedanken Anderer durch Zeichen, und zwar meistentheils durch Worte mitgetheilt. Wollen wir gewiß seyn, daß die Bedeutung, die wir diesen Zeichen beilegen, den Absichten ihres Urhebers angemessen sind, so ist es nothwendig, daß wir uns der Gründe bewust werden, warum wir bei unserer Auslegung so, und nicht anders, zu Werke gegangen sind; und auch hiervon giebt uns die Logik Rechenschaft.

Schon aus dieser kurzen Darstellung des Hauptinhalts dieser Wissenschaft ergiebt sich, wie mich dünkt, die Wichtigkeit derselben hinlänglich; und doch hat auch sie nicht dem Spotte und dem Vorwurfe der Unnützlichkeit und Spitzfindigkeit entgehen können. Man hat z. B. behauptet, es sei etwas höchst überflüssiges, daß man weitläuftig Regeln entwickele, die jeder vernünftige Mensch, ohne alle Anleitung, von selbst bei dem Gebrauche seiner Vernunft anwende, zumal da die Lehrer der Logik nicht umhin können, zuzugeben, daß alle Kunst die natürliche Fähigkeit nicht ersetzen und den stumpfen Kopf zu einem richtigen und scharfen Denker umschaffen könne. Allein man hat nicht bedacht, daß dies meistentheils der Fall bei allen Regeln sei. Auch ohne die Reitkunst erlernt zu haben, wird jeder, der zu Pferde sitzt, wenigstens einige Regeln derselben beobachten; und der größeste Bereiter wird nie durch seine Anweisung einen mißgestalteten Körper zu einem vollkommenen Reiter bilden. Aber folgt daraus, daß die Uebung auf der Reitbahn durchaus unnütz sei? Wie oft haben wir nicht den Fall, daß sich jemand gegen die Regeln der Logik vergeht, und es vielleicht sogar fühlt, daß in seinen Urtheilen und Schlüssen etwas Unzusammenhängendes sei, ohne doch den begangenen Fehler entdecken

decken und berichtigen zu können! Vor diesem Uebel ist der gesichert, der mit den Grundsätzen der Vernunftlehre vertraut ist. Sobald er sich die Mühe geben will, auf den Gang zu merken, den er in seinem Räsonnement genommen hat, wird er auch ohne sonderliche Schwierigkeit die Punkte wahrnehmen können, auf die es jedesmal ankommt, und deren genauere Bestimmung zur Berichtigung seiner Urtheile erforderlich ist. Eben so oft gerathen wir mit einem Andern in Streit, ohne uns gegenseitig über unsere Meinung verständigen zu können. Behalten wir beiderseits kaltes Blut genug, um Schritt vor Schritt alle Sätze, auf die es ankommt, zu prüfen: so werden wir endlich zwar dahin gelangen, daß wir den eigentlichen Gehalt der streitigen Frage bestimmen können; aber nur mittelst der Bestimmungen, Unterschiede und Vorschriften, die uns die Logik an die Hand giebt, wird es uns gelingen, genau anzugeben, wo wir von einander abweichen, und was zur Vereinigung unserer Meinungen noch zu erörtern übrig bleibt. Auch selbst bei Gegenständen des gemeinen Lebens ereignet es sich, daß Personen, denen die logischen Regeln fremd sind, mit einer Uebereilung zu Werke gehen, die ihnen schlechterdings keine gehörige Prüfung erlaubt, und sich dennoch nicht überreden können, daß sie in ihren

Urtheilen gefehlt haben sollten. Wäre es möglich, daß sich so viele Personen einbilden könnten, Gespenster gesehen, und Vorbedeutungen aller Art gehabt zu haben; wenn sie sich jemals die Mühe gegeben hätten, sich über die Lehre von der Erfahrung gründlich unterrichten zu lassen? Würden Mährchen von unglaublichen Dingen so vielen Beifall finden können, wenn die Regeln, wonach die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu prüfen ist, allgemeiner bekannt wären? Würde man unverstandenen und unverständigen Formeln so viel Werth beilegen und sogar, ich weis nicht welche, magische Kraft darin suchen; wenn man wüßte, in welchem Züsammenhange die Zeichen mit den bezeichneten Dingen stehn?

Bei einiger Aufmerksamkeit auf die Weltbegebenheiten bildet sich freilich der, welcher sich von seinen dabei gemachten Beobachtungen Rechenschaft zu geben gewohnt ist, nach und nach selbst eine mehr oder weniger vollständige Logik; aber immer wird er sich eine Menge von Mißgriffen und viele Anstrengung erspahren, wenn er sich das zu Nutze macht, was Andere vor ihm aus ähnlichen Mißgriffen und mit ähnlicher Anstrengung gelernt haben. Wer diesen Unterricht verachtet, muß überhaupt gegen allen Unterricht gleichgültig seyn, und die stolze Meinung von sich hegen, daß er im Stande sei, alles selbst

zu erfinden, was Fleiß und Zufall Jahrhunderte hindurch ans Licht gebracht hat.

Es ist wahr, wenn man die Lehrbücher der Vernunftlehre ansieht, so findet man eine Menge von Dingen darin, die beim ersten Anblick durchaus das Gepräge von zwecklosen Spitzfindigkeiten und überfeiner Kleinigkeitsliebe haben. „Da sind, sagt „man, eine große Anzahl von Distinctionen ge„macht, wo der so genannte gesunde Menschenver„stand nicht den geringsten Unterschied wahrnimmt; „da sind die verschiedenen möglichen Schlußarten „alle hintereinander aufgezählt, und benannt, un„geachtet man sich der allermeisten gar nicht bedient, „und obenein hat man noch wohl barbarische Wör„ter erfunden, um sehr einfache Regeln damit auszu„drücken; da hat man Kunstwörter auf Kunstwörter „gehäuft, die am Ende mit einem gar stattlichen „Anstriche von Gelehrsamkeit doch nur die alltäg„lichsten Sachen bedecken." Aber sollte in der That dies alles so fruchtlos und unerheblich seyn, wie es denen scheint, die mit der Wissenschaft nur obenhin bekannt sind? Mich dünkt, es habe damit genau die Bewandniß, die es mit dem Urtheile über die Pünktlichkeit bei den Kriegsübungen hat.

„Bei den Uebungen mit dem Gewehr, sagt „man, kommt es doch nur darauf an, daß einst der

„Mann, wenn er im Treffen steht, in die Reihen
„des Feindes schießt. Was helfen ihm dazu die
„Handgriffe, die er auf dem Exercierplatze machen
„muß? Was nützt es, daß er damit gequält wird,
„bei jedem Griff gerade immer den Daum auf den
„und die Finger auf einen andern Punkt seines Ge=
„wehrs zu setzen? Was ist es anders, als ein Spiel=
„werk, daß die ganze Linie alles auf einen Wink,
„in demselben Augenblick macht? u. s. w." Da=
gegen höre man nun den verständigen Offizier!
„Wenn eine ganze Linie, antwortet er, geschlossen
„bleiben und ihre einmal bestimmte Ausdehnung,
„ohne welche kein Manöver von Statten gehen
„kann, behalten soll, so ist es schlechterdings noth=
„wendig, daß ein jeder einzelne Mann genau den
„Raum behaupte, der ihm angewiesen ist. So=
„bald er bei seinen Handgriffen sich nicht mit seinem
„Raume behelfen kann und also seinen Nachbar
„drängt, wird dieser weiter drängen müssen, und
„die unausbleibliche Folge davon wird die seyn, daß
„entweder hie und da einzelne Leute ausgedrängt
„werden, oder die ganze Linie sich verlängert, oder
„an dieser und jener Stelle ihre Geschlossenheit ver=
„liert: alles Uebel, die man nicht behutsam genug
„vermeiden kann! Wie wollen sie aber vermieden
„werden; wenn nicht jeder Einzelne gewöhnt wird,

„alle seine Bewegungen genau nach der Vorschrift „zu machen, von deren Zweckmäßigkeit man sich „ein für allemal überzeugt hat? Noch mehr! Wenn „es erlaubt ist, mit der Hand ein wenig höher oder „niedriger zu greifen, als es vorgeschrieben ist; wo „ist die Gränze für dieses Mehr und Weniger? „Wird nicht der Eine um einen Finger und der An„dre um eine Hand breit höher greifen? Wird nicht „die Folge davon wieder die seyn, daß bei den un„regelmäßigen Griffen, sobald einige Geschwin„digkeit verlangt wird, hier Einer seinem Nachbar „das Bajonet in die Seite sticht und dort ein An„derer seinen Vordermann mit der Kolbe auf den „Kopf trift, daß der Eine sich beim Abfeuern ver„sengt, und der Andre, dem sein Gewehr zu früh „losgeht, seinen Cameraden erschießt? Und ist es „überhaupt möglich, Bestimmtheit in den Bewe„gungen auch in Augenblicken, wo keine Ueberle„gung Statt findet, zu erhalten, wenn nicht die „Muskeln unaufhörlich zu einer schnellen und be„stimmten Spannung gewöhnt werden?"

Die Vergleichung zwischen dem genauen Zusammenhange der Uebung in den Handgriffen mit dem großen Dienste im Felde, und der Pünktlichkeit in der Schule des Logikers mit dem allgemeinen Fortschritte in der Gelehrsamkeit paßt in vielfacher Rück-

sicht. Ueberall werden in den Wissenschaften Erfahrungen zum Grunde gelegt, von denen man mit seinem Räsonnement ausgeht; überall werden Schlüsse an Schlüsse gekettet, Bedeutungen der Wörter festgesetzt, Begriffe entwickelt, Hypothesen aufgestellt, Beweise gesucht und geführt; was kann damit gewonnen werden, wenn der Gelehrte nicht die Fertigkeit hat, jedesmal die Regeln zu beobachten, welche die Vernunft für diesen Fall ihm vorschreibt; und wenn diese Fertigkeit ihm nicht gleichsam so zur Natur geworden ist, daß er auch mitten in dem Eifer für seine Lieblingsidee, mitten in der Hitze des Streites, und mitten unter Umständen, die ihn irre leiten könnten, den Vorschriften der Logik getreu bleibt? Soll es ihm erlaubt seyn, nur ein wenig davon abzuweichen: so ist es ihm auch erlaubt, ein wenig Unwahrheit für Wahrheit zu halten; an einen Irrtum einen andern zu ketten und sich endlich in ein unabsehbares Feld von Hirngespinnsten hinein zu räsonniren, die ihm alle als demonstrirte Lehrsätze gelten! Wie aber ist es möglich, das Mehr und Weniger der Abweichung anders zu verhüten, als daß man überhaupt alle Abweichung für unzuläßig erklärt, folglich immer fortfährt zu bestimmen, und zu unterscheiden, wo es nur irgend noch etwas zu unterscheiden und zu bestimmen

giebt? Freilich wird dadurch das Erlernen der Wissenschaften mühsam; aber ohne viele Mühe und Anstrengung hat der Schöpfer uns Sterblichen nichts Großes zu erreichen erlaubt. Auch kann man immer noch Beispiele genug anführen, wo troz der Pünktlichkeit in den Regeln der Logik, dennoch sehr auffallende Verstoße gegen dieselben, sogar von unleugbaren Kennern dieser Wissenschaft, gemacht worden sind. Aber was beweiset das anders, als die Eingeschränktheit unserer Kräfte? Was anders, als daß wir doppelte Ursache haben, mit der größesten Strenge zu verfahren? Der Mensch muß schlechterdings immer das höchste Ideal der Vollkommenheit vor Augen haben, wenn er etwas Gutes zu Stande bringen will. Wer den Wahlspruch der Trägheit: das Gutgenug, zu seinem Maßstabe macht, der liefert gewiß nie etwas anders, als ein Schlechtgenug. Und wer deswegen nicht unaufhörlich nach dem Fehlerfreien streben wollte, weil er vorher weis, daß er es doch nicht erreicht, der würde am besten thun, wenn er ein für allemal Verzicht auf alles Gute leistete.

Die *Metaphysik*, eine andere spekulative philosophische Wissenschaft, die oft genug bespöttelt wird, hat es mit denen Wahrheiten zu thun, auf welchen am Ende alles Wissen des Menschen beruht,

und auf die alles Räsonnement, wenn es auf Gründlichkeit Anspruch machen will, muß zurückgeführt werden können. Sie sucht die allgemeinen Gesichtspunkte auf, aus denen sich alle Gegenstände der Erkenntniß betrachten lassen; sie sondert von den Dingen alles ab, was keiner deutlichen Entwickelung fähig ist, und was die Vernunft nicht vor ihren Richterstuhl ziehen kann; sie zerlegt das Zusammengesetzte in seine einfachen Theile, um sich desto gewisser von dem Gehalte desselben zu versichern; und stellt die allgemeinen Grundsätze fest, die überall als Prüfesteine der Wahrheit gebraucht werden können und müssen.

Es ist nicht zu leugnen, so lange der Metaphysiker bloß in dem Gebiete der allgemeinsten Begriffe und Sätze bleibt, so sind seine Untersuchungen nicht nur ungemein trocken für jeden, der nicht an diese Sprache und an diese Gegenstände gewöhnt ist, sondern es scheint auch, als würde mit allen seinen Grübeleien, trotz dem angewandten Scharfsinn, nichts gewonnen. Aber bei dieser Beschränkung unserer Denkkraft und unserer Lebensdauer ist es doch unmöglich, daß wir jedesmal alle Sätze, die uns in einer oder der andern Rücksicht wichtig sind, bis auf ihre allerersten Gründe zurückführen, und in jedem einzelnen Falle, wo sich uns Zweifel und

Dunkelheiten darbieten, bis auf die entferneteste Quelle derselben nachspühren, um uns vollständige Rechenschaft von der Wahrheit zu geben. Es ist also ein großer Gewinn für die Wissenschaften überhaupt, daß diejenigen Begriffe und Sätze, auf die man in allen Untersuchungen so oft wieder zurückkommt, von einem jeden, der sich das Denken zu einem eigentlichen Geschäfte wählt, ein für allemal geprüft und gleichsam als ein Schatz von vorräthig erworbenem Guthe niedergelegt werden, um so oft es die Nothwendigkeit erfordert, dazu seine Zuflucht zu nehmen.

Es ist freilich weder nöthig, noch möglich, daß Jedermann, der sich sonst auch aus Pflicht oder zum Vergnügen mit dem Nachdenken über abstractere Gegenstände abgiebt, gerade ein Metaphysiker werde, und am allerwenigsten, daß er in die tiefsten Geheimnisse derselben eindringe. Zu den Geschäften des täglichen Lebens, zu der Einsicht dessen was aus der Speculation von praktischem Einfluß ist, und selbst zu sehr vielen wissenschaftlichen Kenntnissen wird bei weitem nicht jene Schärfe und jenes tiefe Eindringen erfordert, womit der Metaphysiker seine Untersuchungen anstellt. Dazu reicht meistentheils die gesunde Vernunft hin, das heißt, man kann dabei mit jenen Resultaten fertig werden, die

sich Jedermann allmählig unter den Erfahrungen des täglichen Lebens sammlet. und die man in den meisten Fällen richtig anwendet, ohne auf jedes Warum antworten zu können. Aber darum verliert eine Wissenschaft nichts von ihrem Werthe, die sichs zum Geschäfte macht, eben diese Resultate weiter zu zergliedern und sich von der Zuverlässigkeit und dem Umfange derselben zu versichern.

Wer ein wenig mit der Geschichte des menschlichen Geistes bekannt ist, der wird sich überzeugt haben, wie viel Hülfe selbst die gesunde Vernunft bei einer Nation allmählig durch die tieferen Untersuchungen ihrer Philosophen bekam. Die Aufmerksamkeit ward von Zeit zu Zeit auf neue Gegenstände gelenkt; schwankende Ausdrücke wurden genauer bestimmt, verkannte Wahrheiten wurden ans Licht gezogen. Was anfänglich bloß im Besitz einiger weniger scharfsinnigen Denker war, kam bald in einen allgemeinen Umlauf, und weil selbst der Sprachgebrauch den Einfluß davon erfuhr, so ward es möglich, sich auch in der Sprache des gemeineren Lebens, wo nicht ganz verständlich, doch verständlicher als sonst darüber zu machen.

Ich habe nicht nöthig, mich hier auf eine ausführlichere Auseinandersetzung dieser Ideen einzulassen, da meine ganze vorhin angestellte Betrach-

tung über den Werth speculativer Untersuchungen überhaupt ihre Anwendung auch namentlich auf die metaphysischen Speculationen findet; denn im Grunde ist alles Räsonniren, es betreffe welche Wissenschaft es wolle, sobald es sich über den Kreis der bloßen Erfahrung erhebt, metaphysisch. Wer sich ein für allemal in dem vorhergehenden mit mir darüber vereinigt hat, daß es zur Cultur des Geistes unentbehrlich sei, den ersten Gründen alles menschlichen Wissens mit möglichster Genauigkeit nachzuspühren, für den wird es auch keiner weitern Nachweisung bedürfen, wozu es nütze, einmal ein angelegentliches Geschäft aus dieser Nachforschung zu machen, alles dazu gehörige in genaue Verbindung zu bringen und die vorkommenden Sätze so zu stellen, daß sie desto leichter übersehen und von allen Seiten erwogen werden können.

Ganz etwas anders aber ist es, ob die **Metaphysik**, und Speculation überhaupt, nützlich und wichtig sei, und ob es nothwendig sei, daß Jedermann, der auf den Namen eines vernünftigen Denkers Anspruch macht, ein Metaphysiker sei und ein eigentliches Geschäft aus den Speculationen mache. So einleuchtend der Unterschied beider Fragen ist, so oft werden sie doch mit einander verwechselt. Bald ist ein junger Mann, der eben die neuen Gefilde des

abstrakten Denkens durchlaufen hat, mit einem solchen Enthusiasmus für seine frisch gebrochenen Früchte erfüllt, daß er nun alles übrige menschliche Wissen für Spreu ausgiebt, die nur dazu diene, in einer gänzlichen Hungersnoth den Bauch zu füllen, ohne je gesunde, stärkende Säfte zu geben; bald tritt ein anderer auf und appellirt an den gesunden Menschenverstand, um sich aus der Enge zu retten, in die er sich durch die Metaphysik seines Nachbaren getrieben fühlt, und glaubt die Speculation aufs Haupt geschlagen zu haben, wenn er eine günstige Sentenz erhält; bald ruft ein dritter das Wehe über den Denker, wenn derselbe irgend einen Satz ans Tageslicht bringt, dessen praktische Folgen ihm gefährlich scheinen, ohne vorher geprüft zu haben, ob er diesen Satz genau verstanden, und ob er aus demselben richtig gefolgert habe. Auch darüber muß ich noch ein Wort mit meinen Lesern reden.

Jedermann sammlet sich unter den Erfahrungen des Lebens einen gewissen Schatz von allgemeinen Wahrheiten ein, die er bei allen seinen Urtheilen zum Grunde legt. Es kommt nicht darauf an, wie große oder geringe Geistesanlagen jemand habe, sondern nur ob er überhaupt nicht blödsinnig sei. Ist er in der That mit Vernunft ausgerüstet, so liegt in dieser Vernunft auch die rastlose Anreizung, alle

Erscheinungen auf gewisse Grundbegriffe zurück zu führen, und alle Ideen, zu welchen er gelangt, unter gewisse Klassen zu bringen. Auch kann es schlechterdings Niemanden an Gelegenheit fehlen, diesem Drange seiner Vernunft ein Genüge zu thun. Mit der Erhaltung des Lebens selbst sind ununterbrochene Wahrnehmungen von allerlei Art verbunden; und wer nicht in einen Kerker gesperrt ist, dem ströhmen unausbleiblich auch von Außen tausendfache Empfindungen zu. Dadurch erhält die Seele mit jedem Augenblicke einen neuen Anstoß, das Mannichfaltige in dem Zustande ihres Körpers unter allgemeine Gesichtspunkte zusammen zu fassen, und sich davon mit mehr oder weniger Genauigkeit Rechenschaft zu geben, wobei ihr die Sprache, sei sie noch so unvollkommen, einen wesentlich wichtigen Dienst leistet. Alle Menschen (denn an die höchstseltenen Ausnahmen gedenke ich hier nicht,) stehen überdies in einiger Verbindung mit ihres Gleichen, von denen sie, auch ohne einen eigentlichen Unterricht zu erhalten, mit einer Menge von Erfahrungen bekannt gemacht werden, welche sie selbst anzustellen vielleicht keine Gelegenheit hatten. Sie sehen, wie jene handeln; sie sind oft genöthigt, den Beistand derselben zu suchen, und sie auf eine oder die andere Weise in ihren Entschließungen zu lenken. Sie selbst werden

wiederum ihrer Seits von Andern um Dienstleistungen ersucht, oder dazu gezwungen. Dies entwickelt in ihnen die Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Willens: sie sammlen sich eine Menge von Sätzen über das Begehrungsvermögen, die theils in der Beobachtung Anderer, theils in ihrem eigenen Bewußtseyn von sich selbst gegründet sind. Bei ihren Beschäftigungen mit den alltäglichsten Dingen müssen sie sich jederzeit die Möglichkeit dessen, was sie unternehmen, gedenken, die Bedingungen, unter welchen ihr Vorhaben ausgeführt werden kann, erfinden, die Umstände, unter welchen etwa Hindernisse eintreten könnten, überlegen, und wenn solche eingetreten sind, sich die Mittel, sie zu heben, vorstellen. Da ist eine beständige Uebung in Aneinanderkettung der Begriffe, in Schlüssen und Vergleichungen ehemaliger und gegenwärtiger Wahrnehmungen.

Auf diese Art wird die gesunde Vernunft gebildet: der Mensch wird mit einer Menge von allgemeinen Sätzen bekannt, die er sich vielleicht niemals deutlich entwickelt, die ihm aber unter allen Umständen desto gegenwärtiger sind, weil sie, als das Resultat von unzähligen Erfahrungen sich der Seele tief eingedrückt haben, und sich eben darum so schnell und gleichsam ungerufen darstellen, sobald

es Gelegenheit giebt, sie anzuwenden. Freilich sind die Kräfte der Menschen sowohl, als die Lagen, worin sie sich befindet, verschieden, welches nie ohne Einfluß auf die Bildung des Geistes bleiben kann. Aber dieser Unterschied kann sich immer nur auf den Vorrath von wirklich erworbenen Kenntnissen und auf die größere oder geringere Deutlichkeit beziehen. In den ersten Grundbegriffen und in den allgemeinen Grundsätzen des Denkens dagegen müssen alle mit einander übereinstimmen. Ungeachtet es Menschen geben kann, die nicht im Stande sind, sich einen bestimmten Begriff von einer etwas größern Zahl zu machen, oder sehr ähnliche Dinge von einander zu unterscheiden; so kann es doch nie einen Menschen geben, der ohne blödsinnig zu seyn, nicht unter Eins, Viele, Alle, Dasselbe, Verschieden u. s. w. genau das denken sollte, was alle Uebrigen darunter denken. Und ungeachtet es Tausende giebt, die in ihren Urtheilen etwas Widersprechendes annehmen, oder eine Erscheinung irgend einer Ursache zuschreiben, welche unmöglich die Ursache davon seyn kann: so kann es doch nie einen Menschen geben, der ohne blödsinnig zu seyn, einen wirklichen Widerspruch für denkbar hielte, oder von irgend einer Wirkung glaubte, daß sie gar keine Ursache habe.

Alle menschliche Seelen sind denselben Gesetzen des Denkens unterworfen und können nicht anders, als diesen Gesetzen gemäß denken. Eben darin liegt der Charakter des menschlichen Geistes. Es muß also auch bei Allen eine völlige Uebereinstimmung in Ansehung dessen seyn, was aus diesen Gesetzen des Denkens zunächst und unmittelbar fließt, das heißt, in den allgemeinsten Wahrheiten, die allen übrigen zum Grunde liegen. Auch sind die Erfahrungen, unter welchen sich der menschliche Geist entwickelt, niemals so verschieden, daß sie bei den Einzelnen einen ganz entgegen gesetzten Erfolg haben, und in Rücksicht auf allgemeine Wahrheiten etwa dem Einen diese und dem Andern die entgegen stehenden Resultate darbieten könnten. Gesetzt sogar, es könnte in irgend einem noch unbekannten Lande Erscheinungen geben, die nach ganz andern Naturgesetzen erfolgten, als die, welche wir sehen, und also auf ganz andere Grundsätze führten: so würden sie doch auf die ersten Grundwahrheiten des vernünftigen Denkens keinen Einfluß haben. Alle Menschen würden bei jenen Beobachtungen dieselben Gesetze des Denkens anwenden, und wo sich dieselben durchaus nicht anwenden ließen, da würden sie gar nichts erkennen; niemals aber würden sie eine Erkenntniß

erhalten,

erhalten, welche ihren Denkgesetzen entgegen wäre; denn dies ist schlechterdings unmöglich.

Nur was einzelne Erfahrungssätze betrift, kann und muß eine Verschiedenheit in der Erkenntniß der Menschen seyn, jenachdem sie diese oder andere Erfahrungen gehabt und dieselben mehr oder weniger genau beobachtet haben. Daher kommt denn der große Unterschied, der in den Erkenntnissen der Menschen sichtbar wird. Eine kultivirte Nation hat vor einer unkultivirten den Vorzug, daß sie von ungleich mannichfaltigeren Gegenständen umgeben ist, die ihr ununterbrochen Gelegenheit geben, ihre Bekanntschaft mit der wirklichen Welt zu erweitern; und da sie zur Befriedigung ihrer zusammengesetzteren Bedürfnisse genöthigt ist, die Eigenschaften der Dinge so genau als möglich kennen zu lernen; da sie auch vielfache Hülfsmittel hat, die einmal gesammleten Kenntnisse weiter fortzupflanzen: so gelangt sie unausbleiblich zu einer großen Menge von Erfahrungssätzen, die einem unkultivirten Volke gänzlich unbekannt bleiben. Unter dieser Beschäftigung des Geistes mit den äußern Dingen kann es nicht unterbleiben, daß ihm nicht die allgemeinen Sätze, die aller Erkenntniß zum Grunde liegen, von Zeit zu Zeit immer einleuchtender und geläufiger wer-

den sollten. Er wendet sie oft unter allerlei Umständen an, und prägt sie sich dadurch nicht nur tiefer ein, sondern erhebt sie auch zu einer größeren Deutlichkeit, so daß ihm ihre Anwendung auch da desto leichter wird, wo sich vielleicht Schwierigkeiten und anscheinende Widersprüche finden. Er wird unter den tausendfachen Erfahrnngen an die Wahrnehmung vieler feiner Unterschiede gewöhnt, und ist desto weniger in Gefahr, sich bei der Anwendung seiner Grundsätze auf einzelne Fälle zu übereilen, oder in Verwirrung zu gerathen.

Insbesondere gewinnt jene Uebung des Geistes durch den Umgang mit andern Menschen, wodurch das Nachdenken desto mehr geweckt wird, je mannichfaltiger die Verhältnisse sind, in welchen wir stehen. Jeder, der mit uns spricht, erregt eine Gedankenreihe in uns, die uns nöthigt, den Gang unserer eigenen Vorstellungen, nach Maßgabe der Seinigen, abzuändern. Wenn er auch nicht neue Ideen in uns hervorbringt, so giebt er dem, was wir sonst schon dachten, doch eine neue Richtung und anders geordnete Zusammenstellung. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit mit jedem Augenblicke auf einen andern Gegenstand und verschaft uns damit die Uebung im leichtern Fortschritt von einer Vor=

stellung zu der andern. Bald müssen wir uns zu dem, was der andere sagt, einen Grund, bald eine Folgerung hinzudenken, bald schränken wir seine allgemeinen Sätze ein, bald geben wir ihnen eine weitere Ausdehnung; bald veranlaßt er uns, Erfahrungen, die wir uns immer als getrennt dachten, zu verbinden, bald die verbunden gedachten zu trennen. Und da jeder Mensch die Welt aus seinem eigenen Gesichtspunkte ansieht: so zieht uns auch ein jeder, der uns seine Gedanken mittheilt, mehr oder weniger auf den Standpunkt hin, aus welchem er die Gegenstände anzusehen gewohnt ist. Unausbleiblich muß dadurch eine größere Fertigkeit entstehen, an den Dingen nicht bloß das wahrzunehmen, was gerade jetzt unsere Sinne rührt, sondern unsere Vorstellungen zu einer größern Allgemeinheit zu erheben.

Wenn in den gesitteten Ständen einer kultivirten Nation auf diese Art die gesunde Vernunft gebildet ist: so kann man sich fast immer darauf verlassen, daß dieselbe über alle Gegenstände des praktischen Lebens mit großer Untrüglichkeit entscheiden werde; und wer ihr folgt, wird an ihr einen Leitstern für seine Urtheile und Handlungen haben, dem er sich ohne ängstliche Besorgniß anvertrauen kann.

Sobald es aber auf Gegenstände ankommt, die außer dem Bezirke der Erfahruug liegen, und zu deren richtigen Beurtheilung eine sorgfältige Entwickelung der Begriffe, abgesondert von aller Sinnlichkeit, erfordert wird: so befinden wir uns in einem Felde, wo die bloße Entscheidung der gesunden Vernunft nicht mehr hinreicht. Da tritt die Spekulation ein, und verstärkt durch ihre künstlichen Hülfsmittel die Wirkung der einfachen natürlichen Kräfte.

Man lasse sich indessen, durch diese Gegeneinandersetzung der gesunden Vernunft und der Speculation, nicht verführen, sich die letztere als eine Gegenfüßlerin der ersten zu denken. Die Kraft unserer Seele bleibt dieselbe, wir mögen über die Gegenstände mit der größesten Subtilität speculiren; oder sie nach dem beurtheilen, was sich davon, bei ihrer Vergleichung mit den Resultaten unserer bisherigen Erfahrungen ergiebt; auch liegen in unserer Seele in beiden Fällen dieselben Gesetze des Denkens und dieselben allgemeinen Wahrheiten zum Grunde; nur in dem einen Falle trauen wir jedem Punkte, auf den wir treten, deswegen Festigkeit zu, weil wir schon so oft auf demselben gestanden haben; in dem andern untersuchen wir, inwiefern

diese Punkte sicher genug unterstützt sind. Oder ein anderes Gleichniß!

Mit der gesunden Vernunft sehen wir, wie mit unserm bloßen natürlichen Auge; mit der Speculation, wie durch ein optisches Werkzeug. Es giebt eine unzählige Menge von Dingen, deren Daseyn wir so wenig, als ihre Eigenschaften, wahrnehmen würden, wenn wir nicht unserm Auge künstlich zu Hülfe kämen. Aber zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens reicht die Kraft des gesunden Auges vollkommen hin. Ja es würde unmöglich seyn, sich bei diesen Geschäften beständig des Mikroskopes zu bedienen; weil man mit demselben die Dinge niemals in ihrem Zusammenhange, sondern jedesmal von ihnen nur ein äußerst kleines Feld übersieht, folglich ungemein leicht über die Verhältnisse derselben zu einander in Irrtum gerathen kann. Dem Naturforscher dagegen ist ein Mikroskop ein unentbehrliches Werkzeug, und je vertrauter er mit seiner Wissenschaft ist, desto weniger steht er in Gefahr, durch die Erscheinungen, die es ihm darbie- bietet, verwirrt zu werden: er wird nicht auf die Thorheit fallen, seine Nahrung, ehe er sich entschließt, sie zu genießen, mit dem Mikroskop zu untersuchen, oder irgend einen Gegenstand für weni-

ger schön zu halten, weil er sich durch dieses überzeugt hat, daß die scheinbare Glätte seiner Oberfläche eine bloße Folge von der Schwäche unseres Auges ist.

Zum Beschluß! Spekulative Philosophie ist für eine gebildete Nation unentbehrlich; aber sie ist es keinesweges für jedes einzelne Mitglied einer solchen Nation; nicht einmal für jeden, dessen näherer Beruf es ist, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen. Wer einen Trieb in sich fühlt, ihr Stunden seiner Muße zu widmen, der entschließe sich auch, in ihr Inneres zu dringen, so weit es seine Kräfte gestatten, und verachte dabei die Hülfsmittel nicht, die man in den Schulen der Philosophen erfand, um sicher zu gehen, und sich von jedem gethanen Schritte Rechenschaft zu geben. Am meisten aber hüte man sich, jede vermeinte speculative Endeckung auf das praktische Leben anzuwenden; zumal, wenn man sichs nicht verschweigen kann, daß sich die gesunde Vernunft dagegen auflehnt; denn dieser Widerspruch ist ein Beweis, daß man seine Speculationen entweder noch nicht hinlänglich berichtigt hat, oder sich bei ihrer Anwendung auf die wirkliche Welt übereilt. Eben deswegen lasse man sich auch nicht beunruhigen, wenn hie und da ein Denker auftritt,

der Sätze ankündigt, von denen die weiteren Folgen die Ordnung der natürlichen Dinge zu verkehren drohen. Es ist in einem solchen Falle nur zweierlei möglich: entweder der Philosoph hat Unrecht, oder er wird nicht richtig verstanden. Welches von beiden Statt finde, kann sich nur durch eine ernsthafte und ruhige Untersuchung ergeben; so lange aber diese noch nicht beendigt ist, würde es thöricht seyn, geradezu zu entscheiden.

X X.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zöllner, Johann Friedrich,

Ueber speculative Philosophie Für Liebhaber der Philosophie und für Anfä
nger in derselben aus den wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und
ihre Bewohner besonders abgedruckt

Berlin 1789

Ph.sp. 960
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044824-2
VD18 11894547